

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

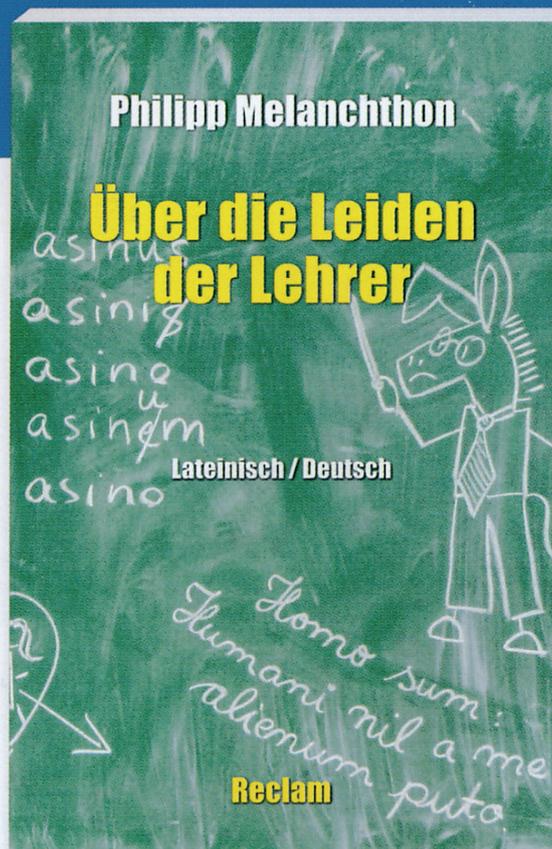
3/2015

	Editorial	153
Ulrich Schmitzer	Friedrich Maier zum 80. Geburtstag am 21. Oktober 2015	156
Gerhard Hey	Friedrich Maier – eine Würdigung anlässlich seines 80. Geburtstags	157
Rudolf Henneböhl	Friedrich Maier – ein <i>nomen indelebile</i>	163
Kurt Roeske	Der Eid in der „Medea“ des Euripides	167
Thorsten Sindermann et al.	Die Aristophanes-Rede in Platons „Symposion“	174
Herbert Zimmermann	Die Weltauffassung bei Epikur und Seneca	182
	Zeitschriftenschau	189
	Besprechungen	194
Anna Elissa Radke	Carmen Latinum	207
	Adressen der Landesverbände	210

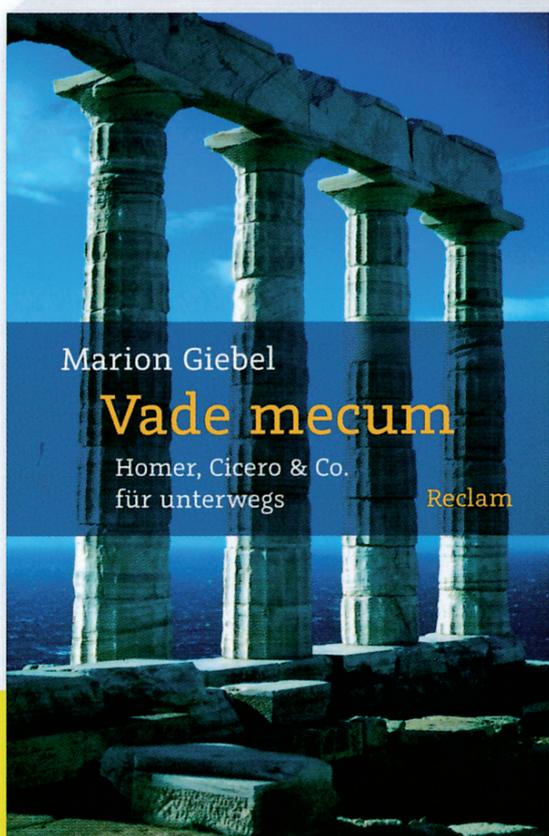
Deutscher Altphilologenverband

Zeitlose Leiden

Die Schüler »beleidigen uns, sie rümpfen die Nase, schneiden hinter unserem Rücken Grimassen, wenn wir sie ermahnen.« Und erst die Eltern: »Wenn ihr Kind etwas richtig gemacht hat, erntet der Lehrer keinerlei Lob. Wenn es einen Fehler gemacht hat, wird es dem Lehrer zum Vorwurf gemacht.« Kaum zu glauben, aber diese Zeilen sind fast 500 Jahre alt: eine zeitlose Lektüre mit hohem Wiedererkennungswert.



Philipp Melanchthon:
De miseriis paedagogorum /
Über die Leiden der Lehrer
Lateinisch und Deutsch
Übers., komm. und hrsg. von Carolin Ritter
91 S. · € 6,60 · ISBN 978-3-15-019321-1



Antike to go

Ob in der U-Bahn, beim Wandern oder im Wartezimmer: mit diesem *Vade mecum* haben Sie allerhand Wissens- und Lesenswertes rund um die großen Dichter und Denker der Antike immer dabei. Zum Beispiel: Wie Livius-Lektüre Leben rettet.

Marion Giebel: Vade mecum
Homer, Cicero & Co. für unterwegs
192 S. · € 6,00 · ISBN 978-3-15-019306-8

Reclam

www.reclam.de

Dieses Heft ist dem Ehrenvorsitzenden des Deutschen Altphilologenverbandes gewidmet. FRIEDRICH MAIER, der in diesen Tagen sein 80. Lebensjahr vollendet und das Bundesverdienstkreuz Deutschland erhält, hat wie kaum ein anderer in Wort und Schrift die Bedeutung der Antike und besonders der lateinischen und griechischen Sprache und ihrer Literatur für eine umfassende, historisch verankerte und zugleich moderne Jugendbildung vertreten. Jeder, der sich in den letzten 50 Jahren mit Sinn und Aufgabe altsprachlicher Bildung ernsthaft befasst hat, kennt seinen Namen und verwendet mindestens einige seiner Werke. Im vorliegenden Heft wird

sein Lebenswerk aus verschiedenen Perspektiven gewürdigt. Schon vor 20 Jahren, als er Professor an der Humboldt-Universität war, haben wir ihn in dieser Zeitschrift als „Sisyphus am Philologenberg“ geehrt (MDAV 4/1995, 167-170). Und – es grenzt fast an ein Wunder – der Stein des Sisyphus blieb oben! Was ist in diesen letzten beiden Jahrzehnten nicht alles hinzugekommen! Einiges wird in den drei Beiträgen dieses Heftes, auch aus ganz persönlicher Sicht, in Erinnerung gebracht. Für Friedrich Maier bedeutet „Ruhestand“ nicht Stillstand. Wir gratulieren unserem Lehrer, Freund und Kollegen von ganzem Herzen!

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

58. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im **FORUM CLASSICUM** veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeberin: Die Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <https://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Sabine Vogt, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Klassische Philologie und Philosophie, An der Universität 5, 96047 Bamberg, Tel. 0951-863-2129, E-Mail: sabine.vogt@uni-bamberg.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin); E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StRin Bärbel Flaig, Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, litterae26@aol.com
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, monikaunddietmar@gmx.de
4. Zeitschriftenschau:
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, granobs@aol.com,
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, Josef.Rabl@t-online.de

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchner Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: Franziska Eickhoff, M. A., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, E-Mail: franziska.eickhoff@altphil.uni-freiburg.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

Friedrich Maier zum 80. Geburtstag am 21. Oktober 2015

In meinem Bücherregal steht „der Maier“: drei Bände „Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt“, gut durchgearbeitet, angestrichen und annotiert – Basisliteratur meines bayerischen Referendariats im Fach Latein um 1990. Basisliteratur ist das aber auch noch in einem anderen Sinne: Nach den Abwehrkämpfen gegen sinkende Schülerzahlen seit den 50er Jahren und nach dem heilsamen Schock der Curriculumsdiskussion um 1970 lag nun erstmals eine Didaktik des Lateinischen vor, die sich mit umfassendem Zugriff den Herausforderungen der Zeit stellte, sich nicht in nostalgischer Verklärung der für die Alten Sprachen goldenen (oder golden scheinenden) Vergangenheit erging, sondern beherzt das Fach Latein in der Gegenwart platzierte.

Dieser Fundierung vorausgegangen war die Praxis: die Arbeit am seit 1973 erscheinenden „*Cursus Latinus*“ (mit unterschiedlichen Mitstreitern und auch unterschiedlichen Buchtiteln) – ein Lehrbuch, das Traditionalisten voll Abscheu nur mit spitzen Fingern anfassten: Lateinbücher hatten graue Bleiwüsten von Einzelsätzen zu Grammatikphänomenen zu sein, gefüllt sein mit

dulce et decorum-Sinnsprüchen und mussten tunlichst auch so zentralen Phänomenen wie den beiden *Supina* breiten Raum geben. Aber der „*Cursus*“ setzte sich durch und hat seither neben anderen ähnlich gearteten Lehrbüchern über die Jahrtausendwende hinweg den Lateinunterricht geprägt und dazu beigetragen, dass Latein nach wie vor die drittgrößte Schulfremdsprache in Deutschland ist. Überhaupt ist für FRIEDRICH MAIERS didaktisches Wirken bezeichnend, dass er gerade der Basisarbeit – den Lehrwerken der Unterstufe und den Mittelstufenlektüren (v. a. mit Blick auf CAESAR und OVID) – besondere Aufmerksamkeit widmete und widmet; denn das ist die unabdingbare Voraussetzung dafür, dass die Schüler überhaupt zur Höhenkammliteratur der Oberstufe gelangen können.

Zum ersten Mal gesprochen mit Friedrich Maier habe ich 1992 während einer Mittagspause auf dem Berliner Kongress (dem ersten Kongress nach der Wiedervereinigung, abgehalten in der Kongresshalle am Alexanderplatz, also im ehemaligen Ost-Berlin). Ich konnte natürlich nicht wissen, dass zu diesem Zeitpunkt die

FRIEDRICH MAIER auf dem DAV Kongress in Innsbruck 2014



gewissermaßen zweite Karriere des Friedrich Maier beginnen sollte. Ein Jahr später wurde er sowohl Bundesvorsitzender des DAV als auch Professor für Fachdidaktik der Alten Sprachen an der Humboldt-Universität (in der Stadt Berlin gab es – an HU und FU – fast ein Jahrzehnt lang gleich zwei solche Professuren parallel zu einander, das kann man sich heute weder hier noch anderwärts wirklich vorstellen). Diese beiden sich daraus ergebenden Tätigkeitsfelder waren aber keineswegs voneinander hermetisch abgeschirmt, sondern hatten einen gemeinsamen Focus: den Wiederaufbau des vom DDR-Regime so gut wie eliminierten Lateinunterrichts in den neuen Bundesländern. Tausende von Kilometern hat er dafür zurückgelegt, zahllose Fortbildungsveranstaltungen absolviert und Einzelgespräche geführt, die Nachqualifizierungskurse für Russischlehrer zur Umschulung auf das Fach Latein ins Leben gerufen, organisiert und durchgeführt (denn woher hätten die Lehrer kommen sollen, um den durch die gewonnenen Schüler entstandenen Bedarf zu decken?). Dafür ging er bis an die Grenzen des Menschenmöglichen: Weder schonte er seine Gesundheit noch fand er Zeit, die ihm eigentlich zugesagte Assistentenstelle zu besetzen – zwei Indizien für die heute kaum mehr vorstellbare Belastung in diesen Jahren.

Aber auch das hat sich gelohnt: Wenn es heute so gut wie keine weißen Flecken auf der Karte

des Lateinunterrichts in Deutschland gibt (dass Griechisch wesentlich schwieriger wieder zu etablieren sein würde, liegt auf der Hand), dann ist das den herkulischen Anstrengungen Friedrich Maiers zu verdanken.

Seit 2001 ist Friedrich Maier nun sowohl als Professor als auch als DAV-Vorsitzender im Unruhestand. Die Auseinandersetzung mit Institutionen aller Art ist wieder zurückgetreten hinter die Vortragstätigkeit und Buchproduktion; die Publikationsliste ist auch in den letzten Jahren in beeindruckender und für manchen beängstigender Weise gewachsen und wächst noch immer. Auch im DAV ist Friedrich Maier, der Ehrenvorsitzende, immer noch präsent, bis hin zu seinem „Abschiedsvortrag“ auf dem Innsbrucker Kongress 2014 und dem vielfältigen Echo auf die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 2015.

Was ihm der Deutsche Altphilologenverband und das Institut für Klassische Philologie an der Humboldt-Universität an Dank schulden, ist viel mehr, als in diesen wenigen Zeilen auszudrücken war: *in magnis et voluisse sat est*. Wir wünschen dem Jubilar von Herzen für die Zukunft (die ihm noch möglichst lange beschieden sein möge) alles erdenklich Gute.

Für den Vorstand des Deutschen Altphilologenverbandes und für das Institut für Klassische Philologie der Humboldt-Universität zu Berlin

ULRICH SCHMITZER

Friedrich Maier – eine Würdigung anlässlich seines 80. Geburtstags

Meine Knie zittern. Ich stehe am Fuße eines hohen Berges. Da will ich rauf? Unmöglich! Ich habe mir vorgenommen, eine Laudatio für Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER zu schreiben. Eine Liste mit 355 Veröffentlichungen liegt vor mir; zahllose Bücher, im festen Einband, als Paperback, Broschüren, Hefte (manche sehr zerlesen, alle versehen mit bunten Unterstreichungen meines Vierfarben-Kugelschreibers) türmen sich vor mir auf. Autor: Friedrich Maier. Was für ein Berg! Eine zusätzliche Steilwand habe ich aufgerichtet, indem ich mir in einer Sonderliste einen Überblick über die verschiedenen Berufsrollen des Jubilars angefertigt habe: Friedrich Maier als Lehrer (Schulmeister, Seminarlehrer, Hochschul-

lehrer, Fortbildner – unter besonderer Berücksichtigung seiner Tätigkeit in den neuen Bundesländern); Friedrich Maier als Fachwissenschaftler und als Didaktiker, als Interpret griechischer, lateinischer, mittelalterlicher, neuhumanistischer Autoren; Friedrich Maier als Autor und Herausgeber (von Unterrichtswerken, einer dreibändigen Didaktik, von 60 Auxilia-Bändchen, von zahlreichen Ausgaben der Reihe „Antike und Gegenwart“); Friedrich Maier als Festredner, als Bildungspolitiker, als Verbandsfunktionär (Vorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes von 1992 bis 2000). Hatte ich wirklich geglaubt, ich könnte seine Leistungen in all diesen Rollen angemessen würdigen? Nicht ein Berg tut sich

vor mir auf, sondern ein Gebirgsmassiv. Welches Gefühl hat mich dazu verführt, diese unlösbare Aufgabe zu übernehmen? Bin ich über meine Eitelkeit gestolpert: Es ist eine Ehre, eine Persönlichkeit wie Friedrich Maier ehren zu dürfen. In meiner Selbsterforschung stoße ich aber auf einen anderen Antrieb: Es ist das Gefühl einer großen Dankbarkeit. Es sind vor allem Friedrich Maiers Ideen vom Sinn, von den Chancen und von den Möglichkeiten eines lebendigen Lateinunterrichts, die mir persönlich zu einem glücklichen Identitätsgefühl als Lateinlehrer und Studienleiter verholfen haben. Seine Gedanken über einen zeitgemäßen Lateinunterricht stärkten die Identifikation mit meiner Berufsrolle, seine unterrichtspraktischen Anregungen setzten eigene Ideen frei, seine Interpretationen der literarischen Meisterwerke lateinischer Sprache stärkten meine Begeisterung für das ‚Weltkulturerbe‘, für das wir andere begeistern dürfen. Die Dankbarkeit dafür hat mich mitgerissen. Mit diesem Versuch einer Laudatio will ich Friedrich Maier etwas zurückgeben von dem, was ich seit 1979 (Erscheinungsjahr des 1. Bandes seiner Didaktik) von ihm erhalten habe. Ich kann das Lebenswerk und die Leistungen des Jubilars für Schüler und Lehrer, für die Entwicklung des altsprachlichen Unterrichts, für die Wissenschaft und den Bildungsdiskurs in unserer Gesellschaft nicht angemessen und vor allem nicht vollständig würdigen, aber ich kann erklären, warum er für mich ein so wichtiger Lehrer und eine so wichtige Persönlichkeit wurde und noch immer ist. Ich muss keinen Berg und kein Gebirge bezwingen. Ich schreibe diese Zeilen, weil ich es mir erlaube, an dieser Stelle meine herzliche Verbundenheit mit dem Jubilar und meine große Dankbarkeit öffentlich zu machen. Dafür ist Vollständigkeit nicht notwendig.

Friedrich Maier ist ja nicht nur Hermeneutiker, sondern auch Empiriker. Ergebnisse des Zählens und Rechnens wurden immer wieder Ausgangsbasis für seine Reflexionen, z. B. die statistische Untersuchung zur lateinischen Syntax oder zum Schwierigkeitsgrad von Prüfungsaufgaben¹ oder seine aufwändige Schüler- und Elternbefragung aus dem Jahre 2005.²

Würde man eine Statistik für die am häufigsten verwendeten Wörter im Werk von Fried-

rich Maier anfertigen, ich vermute das Wort „Zukunft“ wäre der Spitzenreiter. Oft kündigt schon der Titel einer Veröffentlichung an, dass es um die Zukunft geht, um die Zukunft der Schüler, des Griechisch- und Lateinunterrichts, unserer Gesellschaft, Europas oder der Antike.³ Und suchte man ein Bild, das am besten ausdrückt, worum es Friedrich Maier in seinem Wirken geht, es wäre das Bild der Brücke. Er baut Brücken zwischen Themen, die oft nur von einander getrennt betrachtet und durchdacht werden. Er verbindet unterschiedliche Perspektiven und überbrückt Gräben. Immer führen seine Brücken in die Zukunft. Es sind vor allem vier Verbindungen, die für mein berufliches Selbstverständnis bedeutsam wurden:

- Fachlichkeit und Pädagogik
- didaktisches Denken und methodisches Handeln
- Wissenschaft und Werte
- Antike und Gegenwart.

Ich möchte nun versuchen, die Bedeutsamkeit dieser vier Brücken zu verdeutlichen.

1. Die Verbindung von Fachlichkeit und Pädagogik

Maier schreibt: „Der Mensch wird zum Maß, an dem die Stoffe eines Faches gemessen werden. Er soll befähigt werden für das Leben, für sein individuelles, berufliches und soziales Leben. Was leistet der Stoff eines Faches für einen solchen Entwicklungsprozeß?“⁴ An diesen Grundsatz hält er sich, wenn er über die Bedeutung des Übersetzens nachdenkt („...dient das Übersetzen dem höchsten Ziel der Schule; der personalen Erziehung“)⁵ und wenn er die Leitlinie der Textarbeit und des Interpretierens definiert („Der Kernpunkt aller Aussagen über die in der Schule übliche ‚unterrichtliche‘ oder ‚pädagogische‘ Interpretation liegt darin, dass antike Texte ... in der Schule eine Funktion erhalten, d. h. dass sie für bestimmte Zwecke eingesetzt werden. Texte werden zu Lerninhalten. Das Postulat der modernen Literaturdidaktik ‚Erziehung zur Literatur und durch Literatur‘ hat auch ... in den alten Sprachen seine Gültigkeit; allerdings liegt hier der Schwerpunkt wohl auf dem zweiten Teil der Formulierung.“)⁶ Ihm ist bewusst, dass es zu

Spannungen zwischen wissenschaftlichen Vorgaben und dem pädagogischen Anliegen kommen kann. Aber der Didaktiker sucht den Ausgleich und trifft Unterrichtsentscheidungen im Interesse der Entwicklung und Zukunft der Schüler. So versteht Maier seine Rolle. Dieses Selbstverständnis hat er mir und allen Lehrerinnen und Lehrern ans Herz gelegt. Wir sind die Vermittler der Antike. Aber die kulturellen Schätze der Antike haben in der Schule nicht einen Wert an sich, sondern wir machen sie zu einem wertvollen Inhalt zur Förderung des Denkens, der Orientierung und der Persönlichkeitsentfaltung unserer Schüler. Maier vermittelt in all seinen Veröffentlichungen zwischen Fach und Schüler. Er wertet die Bedeutung und die Freiheit von uns Lehrkräften auf, indem er uns allen diese Vermittlerrolle zuschreibt: Unsere pädagogischen Intentionen bauen Brücken zwischen den alten Sprachen und der deutschen Sprache, zwischen den alten Texten und den heutigen Schülern.

2. Die Verbindung von didaktischem Denken und methodischem Handeln

Maiers epochale didaktische Reflexionen entfalten ihre ‚Wirkungsmächtigkeit‘ (ein Lieblingswort des Jubilars) vor allem dadurch, dass er seine didaktische und pädagogische Programmatik an zahlreichen Beispielen und in jedem Bereich des altsprachlichen Unterrichts praktisch werden lässt. Er entwirft Anregungen, die Schülern bei der Bewältigung der unterschiedlichen Lernanforderungen helfen sollen: Anschaulichkeit bei der Vermittlung von Grammatikkenntnissen, konkrete Hilfestellungen für das Übersetzen,⁷ Ideen zur Wortschatzarbeit oder zur Methodik des Übens. Es gibt keine Frage des Unterrichtes, sei sie noch so begrenzt oder elementar, die er nicht beachtet oder nicht bearbeitet hätte. Aber besonders laut schlägt sein Herz für die lebendige Vermittlung lateinischer Texte: Er hat den Stil der Textausgaben für die Schule revolutioniert. Die Präsentation von schwarz bedruckten Textseiten mit *sub-linea*-Angaben passt nicht mehr zu den Intentionen eines auf Engagement, Begeisterung und persönliche Auseinandersetzung abzielenden Lektüreunterrichts. Maier verbindet die Texte mit Bildern, spannenden Ergänzungstexten,

Analyseskizzen und motivierenden Aufgabenstellungen. Die erste Realisierung dieser Textpräsentation erschien 1992 mit dem ersten Band der Reihe „Antike und Gegenwart“ mit dem Titel ‚Stichwörter der europäischen Kultur‘. Maier ist der Herausgeber dieser Reihe, viele Hefte hat er in den folgenden Jahren selbst bearbeitet, zu CAESAR, zu OVID usw. Die Textausgaben wurden noch bunter, die Überschriften noch packender, die Schülerhilfen noch reichhaltiger, die Rezeptionsdokumente noch spannender.⁸ Es folgte das Lesebuch ‚Pegasus. Gestalten Europas‘ (2002), das nach ähnlichen Prinzipien konzipiert wurde. Die Ausgaben begeisterten mich und meine Schüler. Die entsprechenden Lehrerbände wurden zu einer inspirierenden Informationsquelle für die Unterrichtsvorbereitung. Hätte Maier nichts anderes veröffentlicht als diese Reihe, schon das hätte ausgereicht, um ihn zu den Großen unseres Faches zu zählen.

Zur Realisierung seines didaktischen Hauptanliegens, nämlich Brücken zu schlagen zwischen den Texten und der Lebenswirklichkeit der Schüler, entwickelt er zahlreiche praktische Anregungen, die aus dem Lektüreunterricht nicht mehr wegzudenken sind. Dazu gehören die Methode des Vergleichens, die Wertung als dritter Standardschritt nach der Übersetzung und der Interpretation und vor allem die vielen Anregungen zur kreativen Rezeption eines übersetzten Textes.⁹ Den Ideen liegt die Absicht zugrunde, die ‚lebendige Vermittlung‘¹⁰ lateinischer Texte tatsächlich immer wieder zu verwirklichen.

Maier schreibt: „Wenn beim Schüler die angestrebte Wirkung nicht bloß im rezeptiven Akt des Lesens und Verstehens endet, sondern sich sogar umsetzt in eine schöpferische Reaktion (als Text-, Bild- oder Tondokument), also in eine kreative Auseinandersetzung, in der er sich den Text aneignet, ‚anverwandelt‘ im Sinne des ‚Erwirb es, um es zu besitzen!‘, dann kommt der Lektüreunterricht zu seiner höchsten erzieherischen ‚Fruchtbarkeit‘ – und die aktualisierende Absicht verwirklicht sich in einer Weise, wie es tiefgreifender und nachhaltiger kaum denkbar ist.“¹¹ In Sätzen dieser Art hört man das Herz des Didaktikers Maier schlagen. Das Vorwort zum Auxilia-Band 18, aus dem dieser Satz stammt,

kennen ich und alle meine ehemaligen Referendare auswendig.

Die Mitarbeit an Lehrwerken bietet die beste Gelegenheit, didaktisches Wollen mit unterrichtspraktischem Handwerk zu verbinden. Friedrich Maier ist Autor und Herausgeber des CURSUS, der, in all seinen Varianten und Neuauflagen, das vermutlich am meisten verkaufte lateinische Lehrwerk in Deutschland ist. Nun hat er sich aber zum 80. Geburtstag selbst ein Geschenk gemacht. Vor wenigen Wochen ist das Lehrwerk „STATIO. Latein auf kurzem Wege für alle Formen des spät beginnenden Lateinunterrichts“ (Ovid-Verlag) erschienen, mit zahlreichen Zusatzmaterialien. Hier findet der Nutzer nun alles umgesetzt, was Friedrich Maier ein Leben lang wichtig war: Integration der Grammatik in die Lektionsgestaltung; substantielle Texte; visuelle Unterstützung für die Bewältigung des Lernstoffes. Es gibt nur einen Autor, nur einen Herausgeber für das neue Lehrwerk: Prof. Dr. Friedrich Maier, in Adaption und Gestaltung unterstützt von R. HENNEBÖHL. Die Kooperation mit dem renommierten Autor Henneböhl macht jede Buchseite zu einem Faszinosum in Gestaltung und Farbe. Nicht ohne Stolz schrieb mir der Jubilar in diesen Tagen: „Innerhalb von zwei Jahren habe ich noch meinen Traum erfüllt, ein Lateinbuch herzustellen, das von allen Zwängen frei ist und in seiner völlig neuen Konzeption ganz meinen Vorstellungen von einem modernen Lateinbuch entspricht.“

3. Die Verbindung von Wissenschaft und Werten

Maier steht mit einem Bein in der Wissenschaft, mit dem anderen in der Pädagogik. Er ist promovierter Gräzist, war 18 Jahre lang Lehrbeauftragter an der LMU in München, später Professor an der Humboldt-Universität in Berlin (1992 bis 2001) und Autor zahlreicher fachwissenschaftlicher Beiträge. Seine didaktischen Reflexionen schließen immer den „Anspruch des Faches“ mit ein.¹³ Seine Leidenschaft, mit der er „uralte Texte und ihre Inhalte in die ganz andere Lebenswelt und in den Erlebnishaushalt der jungen Menschen von heute“¹⁴ integrieren möchte, überspringt nie das Verstehen der historischen Bedingtheit und die Freilegung der Historizität von Texten. Die

Frage nach dem ‚Sitz eines Textes im Leben der heutigen Schüler‘ darf nie die Frage nach ‚dem Sitz eines Textes in der Geschichte‘ vernachlässigen. Die aus pädagogischen Gründen angestrebte Aktualisierung von Texten darf nicht zu ihrer ahistorischen Verflachung führen.¹⁵

Maier gelingt es, Brücken zu schlagen zwischen dem wissenschaftlichen Umgang mit Texten und einer ethischen Fundierung seiner pädagogischen Textinterpretationen. Seiner Pädagogik liegen zwei zentrale Wertvorstellungen zugrunde: Europa und der Humanismus. Er engagiert sich für eine ‚Europabildung‘ und eine ‚Persönlichkeitsbildung‘ auf der Grundlage humanistischer Wertvorstellungen.¹⁶ Die Gewissenhaftigkeit des Fachwissenschaftlers und die Klugheit des Pädagogen verbinden sich in ihm zu einer fruchtbaren Koalition.

Ein Qualitätsmerkmal für die Auswahl von Schultexten ist die Entdeckung des *Humanum* oder einer ‚aktuell-humanen Substanz‘ in ihnen.¹⁷ Das Humanum ist der Oberbegriff für eine Erziehung zur „Toleranz, zum Verständnis von Menschen anderer Kulturen, zur Achtung der Würde des Menschen, zur Wertschätzung des Friedens.“¹⁸

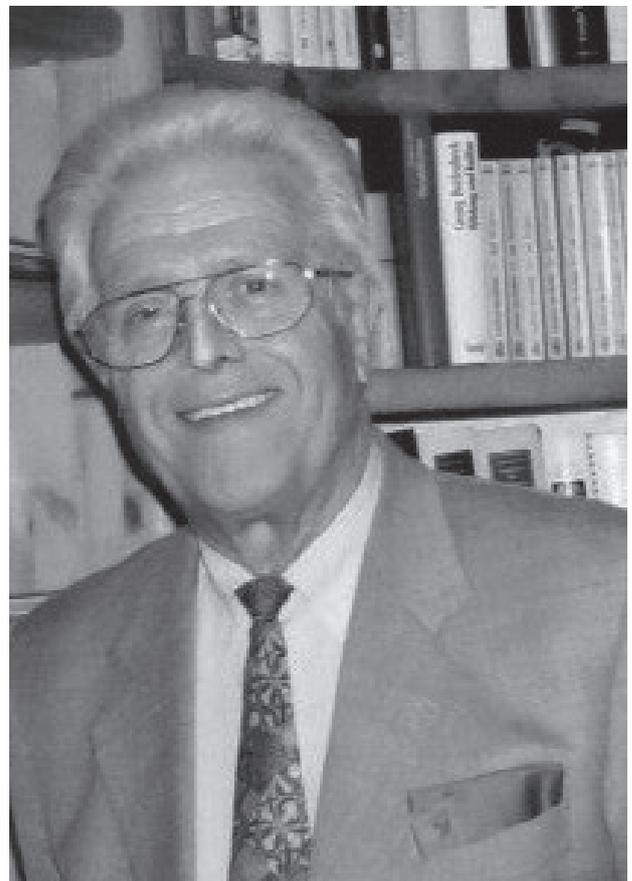
Das zweite Engagement gilt der Idee Europa. Die Geschichte der Griechen und Römer, ihre Literatur, ihre Mythen, ihre Symbole sind für ihn keine nationalen Errungenschaften, sondern Fundamente einer länderübergreifenden europäischen Gemeinschaft. Der Untertitel der Reihe „Antike und Gegenwart“ ist Programm. Er lautet: „Lateinische Texte zur Erschließung europäischer Kultur.“¹⁹ Was verbindet THEMISTOKLES und KOPERNIKUS, CICERO und ERASMUS VON ROTTERDAM, FRANCIS BACON und LAS CASAS? Sie alle sind ‚Gestalten Europas‘ (Untertitel des Lesebuches Pegasus), sie alle sind Teil einer europäischen Kulturgeschichte. Ohne ‚Herkunft keine Zukunft‘ lautete der Themenvortrag des Ehrenvorsitzenden Friedrich Maier auf dem Altphilologenkongress in Heidelberg 2006. Die Besinnung auf die gemeinsamen kulturgeschichtlichen Wurzeln, die Verpflichtung zu Toleranz und Friedenswille sind das Fundament einer gemeinsamen europäischen Zukunft. Humanismus und Europa gehören zusammen.

Maier moralisiert nicht, predigt nicht. Aber dennoch ist neben der Wissenschaftlichkeit seine Wertorientierung immer spürbar. Darin ähnelt er im Inhalt und im Stil dem von ihm wohl am meisten geliebten Autor, nämlich OVID. Dessen *Ars amatoria* versteht Maier als „Affront gegen die politische Führung. Gegen Waffen, Krieg, Eroberung als Voraussetzung oder Mittel der politischen Selbstbehauptung setzt er [Ovid] Liebe und Leidenschaft als existentielle Bedingung menschlichen Glücks.“²⁰ Diese Botschaft war ihm ein Heft aus der Reihe „Antike und Gegenwart“ wert (2001), das er zusammen mit seiner Frau besonders liebevoll gestaltet hat. Es sind die Kunst und das Taktgefühl von Friedrich Maier, die dafür sorgen, dass er uns die Augen für große moralische Themen und Entscheidungen öffnet, aber dabei nie belehrt. Auch darin ähnelt er Ovid, der in seinen Metamorphosen Menschen und Götter in existentiellen Grundsituationen darstellt, „keineswegs jedoch im Stile von moralisch belehrenden Exempeln.“²¹ Ein eindrucksvolles Beispiel seiner Darstellungskunst, seiner Klugheit und seiner fachlichen Kompetenz ist sein Abschiedsvortrag auf dem DAV-Kongress 2014 in Innsbruck: „Brücken nach Europa – Ovids unvergleichliche Wirkungsmacht.“²²

4. Die Verbindung von Antike und Gegenwart

Dieser Brückenschlag beschreibt den Kern von Friedrich Maiers beruflicher Lebensleistung. Ist Friedrich Maier ein Altphilologe? Selbstverständlich, ein exzellenter Kenner des Griechischen und Römischen. Ist er ein Althistoriker? Ja, das ist er auch. Ein Experte für griechische und römische Literatur und Kultur? In bewundernswerter Weise: ja. Aber diese Kompetenzen beschreiben nicht seine eigentliche berufliche Identität. Sie bezieht er aus seiner Vermittlerrolle. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, die Bedeutung der Sprache und Kultur der Griechen und Römer für unsere Gegenwart und Zukunft deutlich zu machen. Sein umfangreiches Werk ist eine ausführliche Antwort auf eine einzige Frage: Was können wir aus der Beschäftigung mit der Antike lernen? Die Antwort kann aus zehn Thesen, zusammengefasst in einem schmalen Reclamheft, bestehen.²³ Bedeutsamer, eindrucklicher und packender aber

sind seine Ausleuchtungen und Interpretationen zahlloser lateinischer Texte. Die Schülerbände der Reihe „Antike und Gegenwart“ sind eine große Hilfe für den Unterricht. Aber was noch wichtiger ist: Seine Interpretationen der präsentierten Texte erschließen uns Lehrern die Bedeutung der Texte. Sie öffnen auch studierten Altphilologen immer wieder neu die Augen für die zeitübergreifenden Themen, die große Sprachkunst oder die Schönheit der Texte, die auf dem Stundenplan stehen. Seine Begeisterung für die Literatur wirkt ansteckend. Dadurch erreicht der Vermittler Maier das, worauf es seiner Meinung nach ankommt, um der Antike auch in Zukunft eine Bedeutung zu geben: „... ohne ein Quantum an Begeisterung für die Sache – auf Seiten ihrer Vertreter – wird eine Zukunft für die Antike nicht oder kaum zu haben sein.“²⁴ Natürlich ist die Geschichte des Lateinunterrichts – auch seine Blüte – in Deutschland und Österreich ohne Friedrich Maiers große mehrbändige Didaktik und ohne seine populären Textausgaben nicht vorstellbar. Er hat die kopernikanische Wende im Selbstverständnis des Faches aus den 70-iger Jahren weitergedacht, konkretisiert und mit reichem Leben



gefüllt. Diese Verdienste müssen hier nicht mehr gewürdigt werden. Sie sind bekannt. Aber preisen will ich an dieser Stelle Maiers sensible, einfühlsame, kenntnisreiche und von einer anthropologischen Tiefe getragenen Textinterpretationen – in den vielen Lehrercommentaren, in den ‚Meisterwerken der lateinischen Literatur‘ (2010), in ‚Schicksal, Glück und Lebenssinn‘ (2011) oder in dem bereits erwähnten Innsbruck-Vortrag von 2014. Als Beispiel für seine Kunst der Textdurchleuchtung möchte ich einen Beitrag aus dem Sammelband ‚Schicksal, Glück und Lebenssinn‘ erwähnen.²⁵ Er trägt die Überschrift „Weh dem, der keine Heimat hat! (FRIEDRICH NIETZSCHE). Ein Brückenschlag über zwei Jahrtausende.“ Wer nach der Lektüre dieses Aufsatzes nach Sirmione, CATULLS Geburtsort, kommt, wird in Gedanken an Ovids und Nietzsches Schicksal Catulls Lobpreis seiner Heimat mit feuchten Augen lesen.

Die Antike also als Vorbild, als Ideal für die komplizierte Gegenwart und die bedrohte Zukunft? Nein. Genau dagegen wehrt sich Maier. Antike Texte stellen Modelle bereit, mit deren Hilfe wir aktuelle Fragestellungen besser verstehen und Antworten finden können.²⁶ Die ‚historische Kommunikation‘²⁷ mit antiken Texten führt zu gegensätzlichen Positionen oder zu Übereinstimmungen, zu Kontrasten oder der Erfahrung der Konstanz, zur Distanzierung oder zur Identifikation, zur historischen Relativierung oder der Erfahrung der zeitübergreifenden anthropologischen Gültigkeit überlieferter Antworten. Immer aber befruchtet, erweitert und klärt die Kommunikation zwischen Gegenwart und Antike unsere eigenen Gedanken über uns, die anderen und das Leben. Das ist der Wert der Kommunikation zwischen Antike und Gegenwart. Friedrich Maier hat sie gepflegt und für uns dafür Brücken gebaut.

Dafür verehere ich ihn, dafür bin ich ihm dankbar, dafür bin ich ihm in Herzlichkeit verbunden, meinem großen Lehrer und Freund.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Maier, Fr.: Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt. Bamberg 1979, S. 267ff und 293ff.
- 2) Maier, Fr.: Weltkulturerbe Antike. Klassische Texte in der Wissensgesellschaft. Bamberg 2005.
- 3) Als ein Beispiel für viele Titel: Maier, Fr.: Zukunft der Antike. Die klassischen Sprachen am Scheideweg. Bamberg 2000.
- 4) Ders.: 1979, S. 166.
- 5) Ders.: 1979, S. 176.
- 6) Ders.: Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt, Bd. 2, Bamberg 1984, S. 131.
- 7) Ders.: Latein ganz leicht. Fit im Übersetzen. Der ideale Prüfungstrainer für Klassenarbeiten, Abitur und Lateinum. Ismaning 2009.
- 8) Eines meiner Lieblingshefte dieser Reihe ist die Ausgabe Geflügelte Worte aus der Antike. Lebendige Sprachbilder. Bamberg 2010 – eine Weiterentwicklung der ‚Stichwörter‘ aus dem Jahre 1992.
- 9) Ders.: 1984, S. 262-264.
- 10) Ders.: Lebendige Vermittlung lateinischer Texte. Neue Lektüre- und Interpretationsanstöße. Bamberg 1988.
- 11) Ders.: 1988, S. 17; vgl. auch: Kreatives Arbeiten und Schülerprojekte, in: Konkrete Fachdidaktik Latein. München 1996, S. 138-156.
- 12) Fritsch, A.: Ein Lateinbuch feiert Jubiläum: Das CURSUS-Konzept wird 50 Jahre alt. In: Forum Classicum 1/2015, S. 28-30.
- 13) Vgl. seine Ausführungen zur Funktion des Didaktischen Dreiecks; ders: 1988, S. 6.
- 14) Ders.: Meisterwerke der lateinischen Literatur. Bamberg 2010, S. 14.
- 15) Ders.: 1988, S. 14.
- 16) Ders.: 2010, S. 10.
- 17) Ders.: 1988, S. 13.
- 18) Ders.: 2010, S. 12.
- 19) Ders.: vgl. den Titel eines weiteren Heftes dieser Reihe: Grundtexte Europas. Epochale Ereignisse und Existenzprobleme der Menschheit. Bamberg 1995.
- 20) Ders.: 2010, S. 175.
- 21) Ders.: 2010, S. 176.
- 22) S. Forum Classicum 4/2014, S. 280-296.
- 23) Ders.: Warum Latein? Zehn gute Gründe. Stuttgart 2008.
- 24) Ders.: 2010, S. 15.
- 25) Ders.: Schicksal, Glück und Lebenssinn. Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur. München 2011, S. 173-185.
- 26) Ders.: ‚Denkmodelle‘ in antiken Texten. In: ders. 1984, S. 105-130.
- 27) Ders.: Textgrammatik und Historische Kommunikation. Überlegungen zu neuen Methoden des lateinischen Lektüreunterrichts. In: Anregung 43 (1997) S. 314-328.

GERHARD HEY, Kiel

Friedrich Maier – ein *nomen indelebile*

FRIEDRICH MAIER zu würdigen, gleicht – mythologisch gesprochen – einer Herkulesaufgabe. Dr. GERHARD HEY hat dies in vorbildlicher Weise getan.¹

Ich möchte an dieser Stelle eher ein paar persönliche Eindrücke und Erlebnisse mitteilen, die mit dem Schaffen und der Bedeutung von Friedrich Maier verbunden sind und an meinem eigenen Werdegang als Prägung sichtbar werden. Dies mag stellvertretend auch für viele andere Kollegen gelten.

Über Jahre hinweg ist Friedrich Maier für mich immer eine feste Größe gewesen, ein „*nomen indelebile*“ (OVID, *met.* 15, 876). Er hat schon mein Studium, mehr aber noch meine Referendarzeit begleitet. Zunächst war es die dreibändige Fachdidaktik, die ich zu Beginn des Referendariates durchgearbeitet habe, später kamen die Literaturausgaben, vor allem aus der Reihe „Antike und Gegenwart“, hinzu. Und da mich seit Beginn meines Studiums Ovids Metamorphosen fasziniert haben, waren es dann vor allem seine literarischen Deutungen zu Orpheus und zu Ikarus, die mich gefesselt haben.

Über Ikarus bin ich denn auch das erste Mal mit ihm in Kontakt gekommen. Es war Maiers Beobachtung eines Bruches in der Charakterisierung des Dädalus,² die mich nicht losgelassen hat und die nach einer weiteren Erklärung verlangte. Darüber habe ich mit ihm diskutiert und dies hat

– auch darin ist er ein genialer Vermittler – gleich zu einer Publikation geführt³ in der „Anregung“, einer „Zeitschrift für Gymnasialpädagogik“ (erschieden von 1969 bis 2000), die er lange Zeit maßbeglich mitbetreut hat.

Wir sind in lockerem Abstand in der Diskussion geblieben und ich habe ihm immer wieder Vorschläge für eine kreative Bearbeitung ovidischer Mythen geschickt, die aus meinem eigenen Unterricht erwachsen. Dies führte zu dem Vorschlag, für einen geplanten Auxilia-Band zum Thema Kreativität einen Beitrag zu schreiben.⁴ Dies gab mir Gelegenheit, meinen eigenen pädagogischen Ansatz zu reflektieren und in systematischer Hinsicht zu vertiefen.

Schließlich habe ich ihm einen Vorschlag zu Pygmalion zugeschickt, meiner Lieblingserzählung innerhalb der Metamorphosen, die bis dahin in den Lehrbüchern noch völlig vernachlässigt war. Friedrich Maier hat dies offen aufgegriffen und mir eine gemeinsame Publikation in „Antike und Gegenwart“ angeboten, aus der schließlich ein eigenständiges Heft geworden ist.⁵ Die Reihe „Antike und Gegenwart“ war u. a. deshalb so herausragend, weil sie die erste Lektüriereihe mit farbigen Abbildungen aus der Kunst war, eine dringend nötige Revolution, die durch den Fortschritt der Drucktechnik möglich wurde. Über die heute üblich gewordene Qualität der Druckerzeugnisse vergisst man sehr schnell, dass dies erst seit kurzem

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

BÖGL GmbH
DRUCK

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

zum Standard geworden ist. Insgesamt hat sich in den letzten fünf Jahren auch die Qualität der digitalen Druckvorlagen revolutionär verbessert.

Doch zurück zu Friedrich Maier. Ohne sein Angebot zur Mitarbeit wäre ich wohl nicht zum Autor von Schullektüren geworden und hätte auch nicht die nötigen Erfahrungen dafür sammeln können.

Als ich im Jahr 2005 meinen eigenen Verlag (Ovid-Verlag) gründete, war die Zusammenarbeit zunächst beendet und die Kontakte beschränkten sich überwiegend auf die DAV-Kongresse, wo wir uns regelmäßig kurz sprechen konnten.

Für mich selbst überraschend und gegen all meine Pläne sprach mich Prof. Maier dann vor zwei Jahren auf eine „abenteuerliche Idee“ an: ein neues Lehrbuch für Latein III, genannt *Statio*. Sein Ziel war es, seine gesammelten Erfahrungen noch einmal in ein Lehrbuch zu fassen und dabei ganz neue Wege in der Vermittlung des spät beginnenden Lateinunterrichtes zu beschreiten. Eigentlich war eine solche Aufgabe für mich als kleinen „Ein-Mann-Verlag“ in mehrerer Hinsicht zu groß und bedeutete eine enorme Verpflichtung, für die ich andere Projekte hintanstellen musste. Trotzdem habe ich nicht lange überlegt und kurz entschlossen zugesagt. Mich haben von Anfang an der ungebrochene Eifer und die Willenskraft Friedrich Maiers bewegt, dem dieses Projekt so sehr am Herzen lag. Es folgten zwei sehr intensive Jahre, in denen wir uns mehr und mehr ausgetauscht haben – oftmals zig E-Mails pro Tag – und in denen wir gerungen haben um pädagogische Fragen und Probleme der Grammatikvermittlung, um Inhalt und Gestaltung eines solchen Buches.

Hautnah durfte ich durch diese Zusammenarbeit das profunde Wissen und die enorme Erfahrung Friedrich Maiers erleben, der meinen didaktischen Übereifer oftmals zurechtstutzen musste und mich immer wieder auf das Machbare und vor den Schulbuchkommissionen Vertretbare hinweisen musste. Mittlerweile sind lateinische Schulbücher über die Zulassungsverfahren in den Bundesländern so normiert, teils bis ins Kleinste festgelegt und reglementiert, dass eine echte evolutionäre Neuentwicklung und eine breitere Differenzierung im Bereich der Methodik und der Stoffsequenzierung kaum noch möglich

sind. Ich nenne dies bewusst als einen kritischen Punkt und als Anregung zum Nachdenken, da man auf diese Weise die „Marktgesetze“ aufhebt, nach denen sich ein Schulbuch in erster Linie in der Praxis bewähren muss und sich auf diese Weise automatisch eine Auslese hin zum Machbaren und Sinnvollen ergibt. Hinzu kommt die zunehmende Überfrachtung von Lehrbüchern durch immer mehr inhaltliche Forderungen – Kompetenzorientierung, Selbstevaluation, Fremdsprachenvergleich, Methodenkompetenz, historische Sachinformationen etc. Statt dessen wäre heute wohl eher eine Reduktion auf Kerninhalte erforderlich und die Konzentration auf die Vermittlung struktureller Sprachkompetenzen.

Was ich in der Zusammenarbeit auch erlebt habe, ist die bewundernswerte Energie und Tatkraft, mit der er die geistigen Herausforderungen eines solchen Werkes gemeistert hat, und das in einem Alter, in dem so mancher sich schon lange zur Ruhe gesetzt hat. Dazu gehören nicht nur die Konzeption, Begründung und konkrete Ausarbeitung eines solchen Lehrwerkes (inklusive Übungsheft und Lehrerkommentar), sondern auch unzählige Stunden der akribischen Korrektur und des Austausches über didaktische Fragen. Immer war hinter dieser Zusammenarbeit die enorme Anstrengung zu spüren, mehr aber noch der enorme Wille und die geistige Spannkraft eines Menschen, der sich nicht scheut, Kämpfe aufzunehmen und auszufechten; ein echter „Gladiator“ also.

Aus der intensiven Zusammenarbeit ist schließlich eine Freundschaft geworden, denn ich durfte auch an den privaten Ereignissen und an einigen Schicksalsschlägen, die ihn während dieser Zeit trafen, Anteil nehmen. Dass er sich trotz aller Widerstände den Lebensmut und die Tatkraft bewahrt hat, lässt mich wieder an Ovid denken, der in seiner Autobiographie (*Tristia* IV 10, 115-120) von sich sagt:

*ergo quod vivo durisque laboribus obsto
nec me sollicitae taedia lucis habent,
gratia, Musa, tibi. Nam tu solacia praebes,
tu curae requies, tu medicina venis.
Tu dux et comes es, tu nos abducis ab Histrio
in medioque mihi das Helicone locum.*

Festschrift für Prof. Friedrich Maier zum 80. Geb.

a) Als Jubiläumsband (mit Anhangsteil):

280 Seiten (mit über 100 farbigen Abbildungen)

[ISBN: 978-3-938952-21-1]

(22,- €) [gebundener Ladenpreis]

b) Als Studienausgabe (ohne Anhangsteil):

243 Seiten (mit über 100 farbigen Abbildungen)

[ISBN: 978-3-938952-23-8]

(20,- €) [gebundener Ladenpreis]



Die Welt ist im Umbruch, wie die immer neuen Krisen zeigen. Zunehmend hohen Herausforderungen sieht sich deshalb gerade der Lebens- und Kulturraum gegenüber, der als „der Westen“ oder „die westliche Welt“ bezeichnet wird, worunter man Europa und Nordamerika versteht. Immer dringlicher stellt sich die Frage nach den westlichen Werten und dem, was die westliche Zivilisation ihrem Wesen nach ausmacht. Denn eine Bestimmung und Gestaltung der Zukunft ist nur durch die Besinnung auf die eigene Herkunft möglich.

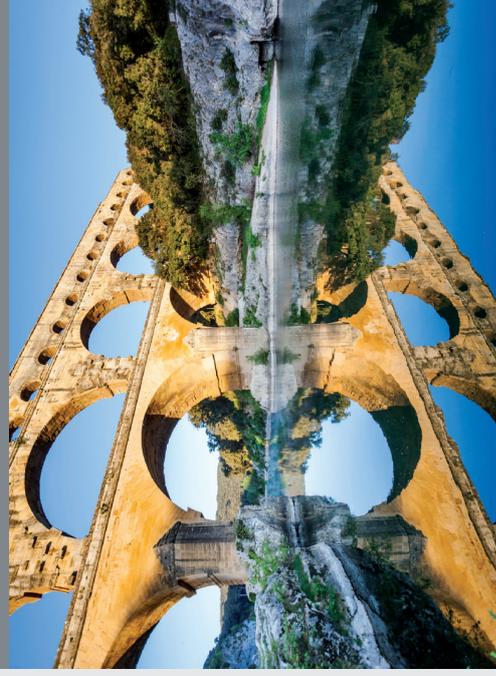
Das vorliegende Buch spürt eben dieser Herkunft der westlichen Welt aus der Antike nach und begründet so ihre Identität von den Wurzeln her. An verschiedenen Themen zeigt es auf, wie sich Europas Selbstverständnis und seine Wertekultur herausgebildet und entwickelt haben. Es leistet damit einen wertvollen Beitrag zur Vermittlung dieser Werte, heute einer der vorrangigsten Aufgaben des Westens in einer sich globalisierenden Welt.

Prof. Friedrich Maier, der 2015 für seine jahrzehntelangen Leistungen auf dem Gebiet der Vermittlung der antiken Sprachen (Latein und Griechisch) in Schule und Hochschule das Bundesverdienstkreuz verliehen bekam, ist selbst ein profunder Vermittler der antiken Kultur und zugleich ein hochgeschätzter und bundesweit angesehener Pädagoge, Fachdidaktiker und Kulturwissenschaftler.

Das vorliegende Buch umfasst Aufsätze und Vorträge aus den vergangenen fünf Jahren, die sich mit den Ursprüngen des „Westens“ in der Welt der Antike sowie deren Folgen bis heute befassen und einen Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen Antike und Gegenwart leisten wollen.

Friedrich Maier

Der Westen im Aufbruch - antike Brücken nach Europa



OVID
VERLAG

Inhaltsverzeichnis

Vorwort: Der Geist des Westens

- 1. Europas Weg nach Europa**
Die Selbstfindung eines Kontinents
- 2. „Die Morgenröte der Vernunft“**
Unheilsbotin am Horizont der Ägeis?
- 3. Was bist du, Mensch? Schrecklich oder wunderbar?**
Das Gewissen als handlungsleitende Kraft
- 4. Tugenden und Werte der westlichen Welt**
Die Wurzeln der christlich-abendländischen Lebensordnung
- 5. Den Menschenrechten auf der Spur**
Universelle Prinzipien – mühsam errungen, stets umstritten
- 6. „Das Ungeheuer aus dem Meer“**
Der Staat – Liebesgemeinschaft oder Verteidigungsbündnis?
- 7. Krieg und Menschlichkeit. Wie passen sie zusammen?**
Die *Ilias* und die *Aeneis* in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung
- 8. Von Salamis zur Normandie**
Schlachten für Freiheit und Demokratie
- 9. Ein „Goldschmied der Worte“ verbindet Europa**
Ovids *Metamorphosen* und ihre unvergleichliche Wirkkraft
- 10. „Welch ein feiner Epikureismus ...!“**
Ein antikes Glücksmodell heute *en vogue*?
- 11. Carmina Burana – Roms Museen im finsternen Mittelalter**
Mit Carl Orff gegen den „Rausch des Vergessens“
- 12. Bettelmönch und Straßenphilosoph**
Franziskus und Sokrates – Leitbilder Europas?
- 13. Prometheus' Feuer – Epimetheus' Hoffnung**
Die Zukunft noch in unserer Hand?

Anhang

Berichte zur „Abschiedsvorlesung“ an der Universität Innsbruck
Laudatio (Dr. Gerhard Hey)
Vita des Autors
Schriftenverzeichnis des Autors

Also, dass ich noch lebe und mich den harten Anstrengungen stellen kann und mich nicht der Überdruss an meinem bewegten Leben gepackt hält, verdanke ich dir, Muse. Denn du spendest Trost, bringst Erholung von den Sorgen, du bereitest mir Heilung. Du bist Führerin und Begleiterin, führst mich hinweg von der Fremde (Donau) und verschaffst mir einen Platz inmitten des Helikon.

Als Prof. Friedrich Maier mich vor einem halben Jahr darum bat, im Anschluss an das Lehrwerk unter dem Titel „Der Westen im Aufbruch - antike Brücken nach Europa“ auch die Herausgabe einer Festschrift zu seinem 80. Geburtstag zu übernehmen, habe ich auch da mit Freude zugesagt. Die Brücke zwischen „Tradition und Fortschritt“ zu schlagen und die Auseinandersetzung zwischen „Antike und Gegenwart“ zu leisten, bleibt der zentrale Fokus seines Schaffens. In den letzten Jahren hat er sich vermehrt mit den Grundwerten des Westens und mit der Europa-Idee auseinandergesetzt, um auch da als Mittler und Brückenbauer zu fungieren. Angesichts der neuesten Entwicklungen ist ein solches Buch von elementarer Wichtigkeit, und es macht deutlich, dass Friedrich Maier die Beschäftigung mit der Antike nie als Selbstzweck, nie nur in rein akademischer Hinsicht verstanden hat, sondern dass es ihm um die Kommunikation zwischen Antike und Gegenwart geht, um die Frage nach dem, was die Antike uns heute bedeuten kann, wie sie unser Leben bereichern und Orientierung geben kann.

Wenn ich mir das Schriftenverzeichnis anschau, das im Jubiläumsband aktualisiert vorliegt, dann fasziniert mich nicht nur die schiere Menge und vor allem die fachliche Breite der Publikationen, sondern vor allem die Kommunikationsfähigkeit, die sich dahinter verbirgt. Mit wie vielen Menschen hat Prof. Maier im Laufe seines Schaffens zusammengearbeitet, wie viele Telefonanrufe, E-Mails (wahrscheinlich weniger SMS, da wir wohl beide nicht der entsprechenden Generation angehören), Besprechungen, Brief-

kontakte haben diese Fülle an Werken erst möglich gemacht?

Er ist kein Mensch, der für sich alleine im stillen Kämmerlein werkelt, sondern ein weltoffener Beobachter der Zeit und ein Kommunikator ersten Grades. Unsere Fächer Latein und Griechisch verdanken ihm unschätzbar viel und auch ich selbst verdanke ihm eine geistige Prägung, die meinem Schaffen eine Richtung gegeben hat. In dem Sinne ist er mir und mit Sicherheit sehr sehr vielen Kollegen nicht nur ein Vorbild, sondern auch eine Leitfigur.

Zu seinem 80. Geburtstag gratuliere ich ganz herzlich und wünsche ihm mit den Worten CATULLS (c. 76) Freude im Rückblick auf das Geleistete (*Si qua recordanti benefacta priora voluptas est homini*), Seelenruhe in der Bewältigung der Gegenwart (*difficilest, verum hoc qua libet efficias*) und Gelassenheit im Blick auf die Zukunft (*multa parata manent in longa aetate ... gaudia*).

Anmerkungen:

- 1) In diesem Heft S. 157-162 und „Der Westen im Aufbruch – antike Brücken nach Europa“, Festschrift zum 80. Geburtstag für Friedrich Maier, hrsg. von Rudolf Henneböhl, Ovid-Verlag 2015, S. 248-255.
- 2) In: Maier, Friedrich: Ikarus – ein Symbol für Träume des Menschen, in: Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt, Bd. 3, Bamberg 1985, S. 194-216.
- 3) Ovids Daedalus und Ikarus – Der Vater-Sohn-Konflikt im Zeitraffer, in: Anregung 5/1994, S. 293-302, Bamberg 1985 [zu finden auch auf der Homepage des Ovid-Verlages].
- 4) Römische Dichtung im Plastik-Zeitalter – Kreativität als Mittel der vertiefenden Interpretation, in: Auxilia Bd. 47, Bamberg: Buchner 2001, S. 86-103.
- 5) Daphne, Narcissus, Pygmalion – Liebe im Spiegel von Leidenschaft und Illusion in Ovids Metamorphosen, Reihe: Antike und Gegenwart, Bamberg: Buchner 2004 (Lektüreheft und Lehrerkommentar).

RUDOLF HENNEBÖHL, Bad Driburg

Der Eid in der „Medea“ des Euripides

1. Die Vorgeschichte

Im Frühjahr des Jahres 431 v. Chr. wird die Tragödie „Medea“ des EURIPIDES (ca. 480 – 406) im Dionysostheater in Athen aufgeführt. Es ist die Geschichte einer Frau, die von ihrem Mann verlassen wird und sich an ihm rächt, indem sie ihre Kinder tötet. Wahrscheinlich hat erst Euripides Medea zur Kindsmörderin gemacht.

Medea ist eine außergewöhnliche Frau, die die Normen ihrer Rolle überschreitet. Wie ein homerischer Held rächt sie sich für die Ehrverletzung, für das Unrecht, das ihr angetan wird.

Wir fragen: Worin besteht dieses Unrecht? Besteht es darin, dass Jason sie verlässt, um eine neue Ehe einzugehen? Das ist die Sicht Jasons, wenn er ihr vorwirft:

So seid ihr Frauen: Wenn die Ehe stimmt, dann glaubt ihr, dass euch nichts mehr fehlt. Wenn aber etwas eintrifft, was die Harmonie zerstört, soll plötzlich das, was gut und schön ist, schädlich sein. (VV. 569 – 574).

Worin besteht für Medea die Kränkung? Zu Beginn des Dramas rekapituliert die Amme die Vorgeschichte:

Ach, wäre doch das Schiff, die Argo, niemals durch | den dunklen Pass der Symplegaden hingeflogen in das Land | der Kolcher, und hätte man doch nie die Fichte in dem Wald | des Pelion gefällt und hätte nie die Ruder daraus hergestellt | für jene besten Männer, die für Pelias das Vlies, | das ganz aus Gold ist, holten. Denn Medea, meine Herrin, wäre doch | dann niemals zu der turmbewehrten Stadt gelangt, die Jolkos heißt, | – Sie liebte Jason, und die Liebe hatte sie betäubt. – | und niemals hätte sie die Töchter überredet, ihren Vater, Pelias, | zu töten, und sie wohnte jetzt nicht hier in dem Gebiet Korinths | mit ihren Kindern und dem Mann. (VV. 1 – 11).

Von Thessalien aus nimmt das Schicksal seinen Lauf, es führt nach Kolchis und wiederum nach Thessalien, von dort in die Gegenwart, nach Korinth.

In Thessalien hatte Pelias die Herrschaft usurpiert. Als der rechtmäßige Erbe, Jason, der Sohn

seines einst von ihm entmachteten Bruders, in das Land seiner Väter kommt und Pelias zum Verzicht und Rücktritt auffordert, ist dieser unter der Bedingung bereit, dass Jason das goldene Vlies nach Griechenland zurückbringe.

Ein Widder mit einem goldenen Vlies hatte einst einen jungen Griechen, Phrixos, heil über das Meer nach Kolchis getragen. Seine göttliche Mutter hatte ihn vor den Nachstellungen seiner Stiefmutter gerettet. Als Dank hatte er das Tier dem Gott Ares geopfert, hatte er ihm das Vlies geweiht. Im heiligem Hain des Gottes wurde es aufbewahrt und von einer gefährlichen Schlange bewacht. Kolchis ist ein Königreich an der Südküste des Schwarzen Meers, etwa dort, wo heute Georgien liegt. Natürlich rechnet Pelias damit, dass sein Neffe den Auftrag nicht werde erfüllen können. In dieser Überzeugung verspricht er:

Ich schwöre dir, dich als Alleinherrscher und König einzusetzen. Zeuge des Eids sei uns Zeus, unser beider Stammvater. (PINDAR, ca. 520 – 440 v. Chr., Pythien 4, VV. 165 – 168).

HESIOD (7. Jahrhundert v. Chr.) verwendet in seiner „Theogonie“ nicht weniger als drei Attribute in einem Vers, um Pelias als Frevler zu charakterisieren. (V. 996).

Jason lässt sich auf das Abenteuer ein. Er baut aus dem Holz der Bäume des Peliongebirges mit Hilfe der Göttin Athena ein Schiff, das er „Argo“, „das Schnelle“, nennt, bemannt es mit den tüchtigsten Helden, die es damals in Griechenland gab, und macht sich mit ihnen, den Argonauten, auf den Weg. Er passiert die gefährlichen Symplegaden, zwei Felsen am Eingang des Bosporus, die sich ständig aufeinander zu- und wieder voneinander fortbewegen, und erreicht sein Ziel unversehrt.

Die Kolcher sind in den Augen der Griechen Barbaren. Ihr König ist Aietes, ein Sohn des Sonnengottes Helios. Er ist bereit, das goldene Vlies herauszugeben, wenn Jason zuvor eine Prüfung bestehe.

Dieses Werk möge mir der König, der das Schiff führt, vollbringen, dann soll er das unvergängliche Vlies mitnehmen. (Pindar, a. a. O., VV. 229 – 231).

Die Tochter des Königs, Medea, die über Zauberkräfte verfügt, verliebt sich in den jungen Griechen und ist bereit, ihm zu helfen, wenn er sie heiratet und als seine Ehefrau mit nach Griechenland nehme. Jason verspricht es:

Unbegreifliche, Zeus, der olympische Gott, soll Zeuge | meines Eides sein und mit ihm seine Gattin | Hera Zygie, dass ich dich als meine Gemahlin | in mein Haus führen werde. (APOLLONIOS RHODIOS, ca. 300 - nach 240 v. Chr., *Argonautica*, 4, VV. 95 – 98).

Mit ihrer Unterstützung bemächtigt sich Jason des Vlieses. Aietes bricht sein Versprechen.

Der, Aietes, sann die ganze Nacht mit den besten | Männern des Volkes, wie er schnell und listig ihrer | Herr werden könnte. (Apollonios Rhodios, a. a. O., 4, VV 6 und 7).

Medea und Jason fliehen. Zuvor tötet Medea ihren Bruder. Jason wird es ihr später vorwerfen:

Du hast den Bruder am väterlichen Herd getötet. (V. 1334).

Euripides weicht von der überlieferten Version des Mythos ab, in der Medea den Bruder tötet oder durch Jason töten lässt, um der Verfolgung zu entgehen. (Apollonios Rhodios, a. a. O., 4, VV. 410 – 481). Warum tötet sie den Bruder am Herd des Hauses? Um den Vater für den Verrat zu bestrafen, dafür, dass er sein Versprechen nicht gehalten hat? Euripides gibt keine Auskunft. Aietes bleibt zurück, seiner Tochter und seines Sohnes, des Thronfolgers, beraubt. So wird später Jason zurückbleiben, nachdem Medea ihre beiden gemeinsamen Kinder getötet hat. Ein einsames, hoffnungsloses Leben ist schlimmer als ein schneller Tod.

Als die Argonauten nach Thessalien zurückkehren und sich der König Pelias in seiner Erwartung getäuscht sieht, ist er ganz und gar nicht bereit, dem Thronprätendenten zu weichen. Wieder greift Medea ein. Sie verspricht den Töchtern des Herrschers, den Vater in einem Kessel zu kochen und zu verjüngen. Die Mädchen vertrauen ihren Zaubermitteln. Als sie den Trug bemerken, ist es zu spät. Der König kommt um. Wiederum ist ein Mensch bestraft worden, der sein Versprechen nicht gehalten hat.

Bei Euripides rechtfertigt Medea weder die Tötung ihres Bruders noch die des Pelias mit

einem Wortbruch. Was sie getan hat, hat sie um Jasons willen getan. (VV. 483 – 487). Es bleibt merkwürdig unbestimmt, was sie zu den Taten veranlasst hat. Hätte sie nicht mit Jason fliehen können, ohne zu morden? Der Dichter konzentriert sich auf den Verrat Jasons an einer Frau, die um seinetwillen selbst vor Mord nicht zurückschreckte.

Es widerspricht der Intention des Dichters nicht, wenn wir annehmen, dass sie zwei Menschen getötet hat, weil sie ihr Wort, das sie Jason gegeben haben, nicht gehalten haben. Medeas Zorn wird im Gegenteil um so verständlicher, wenn er sich gegen den Mann richtet, der nun seinerseits sein Wort nicht hält, obwohl er selbst die Folgen eines Wortbruchs schmerzlich hat erfahren müssen.

Jason und Medea müssen Thessalien verlassen. Sie kommen nach Korinth. Der König Kreon nimmt sie freundlich auf. Das Paar verbringt viele glückliche Jahre, sie schenkt ihm zwei Söhne. Die Tragödie des Euripides beginnt zu dem Zeitpunkt, da Jason Medea verlassen hat. Er hat Kreousa, die Tochter des Königs, geheiratet. Er ist nach Aietes und Pelias der Dritte, der nicht einlöst, was er zugesagt hat.

In dieser Lesart wird die Tragödie nicht nur äußerlich mit der Vorgeschichte verknüpft. Die identischen Handlungen der Protagonisten in Kolchis, Thessalien und Korinth, Verrat und Bestrafung, stellen einen inneren Zusammenhang dar. Euripides wird Pindar gekannt haben. Die Deutung ist zwar spekulativ, aber plausibel.

2. Der Eid im Drama

In der Fortsetzung der Prologverse, die wir am Anfang zitiert haben, spricht die Amme von ihrer Herrin:

Medea aber, die Bedauernswerte, so Entehrte, schreit heraus die Eide, sie beschwört die Treue, die die rechte Hand einst schwor, und ruft die Götter an als Zeugen dafür, wie ihr Jason dankt. (VV. 20 – 23).

Noch bevor Medea auftritt, hört man ihre Stimme aus dem Haus:

Du große Themis, Göttin der Gerechtigkeit, und du, erhabene Göttin Artemis, erkennst ihr nicht, was ich erleide, die ich mit heiligen Eiden einst den Mann an mich gebunden habe? (VV. 160 – 163).

Der Chor hat die Orchestra inzwischen betreten, es sind Korintherinnen, Nachbarinnen, die die Klagen der Medea gehört haben und sie trösten wollen. Sie sind überzeugt, dass Zeus Medea Recht verschaffen wird. (V. 150). Die Amme macht sie auf die Klage der Medea aufmerksam:

Ihr habt gehört, was sie sagt, wie sie Themis beschwört, | die die Meineide rächt, und Zeus, | der den Menschen als Hüter der Eide gilt. (VV.168 – 170).

Der Chor schreibt Jasons Verrat eine große exemplarische Bedeutung zu:

Die Quellen der heiligen Ströme fließen bergauf, | das Recht, alles verkehrt sich, | die Männer ersinnen tückische Pläne, bei den Göttern | beschworene Treue hat keinen Bestand mehr. | Fort ist das Ansehen, das die Eide genossen, keine Achtung | wohnt mehr in dem weiten Land der Hellenen, sie entflog. (VV. 410 ff.).

In der dramatischen Auseinandersetzung zwischen Medea und Jason, in der sie sich gegenseitig vorwerfen, was sie füreinander getan haben, kommt Medea auch auf den Eid zu sprechen:

Der Eid, der Treue schwor, hat nicht Bestand. Mir ist nicht klar: | Glaubst du, die alten Götter herrschten gar nicht mehr, | es gelte bei den Göttern neues Recht, da du ja weißt, | dass du den Eid gebrochen hast, den du mir schworst? (VV. 492 – 495).

Wer heute einen Eid leistet, dem bleibt es überlassen, ob er Gott zum Zeugen anruft und hinzufügt „so wahr mir Gott helfe“. In der Antike war der Eid eng mit der Religion verbunden. Wer schwor, haftete mit Leib und Leben vor höheren Mächten. Er verpflichtete sie gleichermaßen zu Schutz und Strafe. Wer einen Eid brach, untergrub die Autorität der olympischen Götter und damit zugleich die Grundlagen der Polis, die auch ein Kultverband war. In den Götterfesten versicherte sie sich ihrer Identität.

Als Medea am Schluss im Wagen des Helios entschwebt und ein letztes Mal mit Jason zusammentrifft, der herbeigeeilt ist und Erinnys und Dike beschwört, spricht sie ihm das Recht ab, sich auf die Götter zu berufen:

Wer soll dich erhören, welcher Daimon oder Gott, | der du die Eide gebrochen hast und einen Gast hintergangen hast? (VV. 1391/ 1392).

Sie selbst ist der Gast, ist die Fremde. Der griechische Begriff *xenos* umfasst beides. Es gehörte zu den ungeschriebenen Gesetzen der Griechen, dass der Fremde als ein Gastfreund uneingeschränkten Anspruch auf Schutz hatte. Jason ist in doppeltem Sinn ein Frevler.

In einer Szene des Dramas wird ein Eid auf der Bühne geleistet, und es ist ein Eid, der gehalten wird. Aigeus, der König von Athen, leistet ihn auf drängendes Bitten Medeas, als er ihr Asyl in Athen verspricht. Nur wenn er seine Zusage durch einen Schwur bekräftigt, glaubt sie sich seines Schutzes sicher.

AIGEUS: Nun sage mir, bei welchen Göttern ich denn schwören soll. | MEDEA: Bei Gaia und bei meinem Ahnherrn Helios. | Und füge die gesamte Zahl der Götter noch hinzu und schwöre mir ... | AIGEUS: So sprich, was ist zu lassen, was zu tun? | MEDEA: Versprich, dass du mich niemals selbst aus deinem Land vertreibst | und es auch niemals ohne Zwang erlaubst, solange du am Leben bist, | wenn einer meiner Feinde mich entführen will. | AIGEUS: Ich schwöre bei der Gaia und dem hellen Licht | des Helios und allen Göttern, das zu tun, was du verlangst. | MEDEA: Genug. Was soll dich treffen, brichst du diesen Eid? | AIGEUS: Was denen widerfährt, die gottlos sind. (VV. 731 – 755).

Über den Eidbrüchigen ist der Tod verhängt, nicht nur über ihn, auch über seine Kinder. (LYSIAS, 12, 10).

Helios wird angerufen, der Gott, der alles sieht und der zugleich ein Ahnherr der Medea ist. Nach dem Abgang des Aigeus wendet sich Medea an den Chor:

O Zeus und Dike, Kind des Zeus, und Helios' Licht: | Der Feind wird jetzt besiegt, ihr Freundinnen, | und wir sind auf dem rechten Weg zum Ziel. (VV. 773 – 775).

Zweimal greift Helios in das Rache geschehen ein. Der vergiftete Schmuck, mit dem Medea Kreousa tötet, hat „Helios, des Vaters Vater, seinen Erben hinterlassen“ (VV. 958/59), und der Wagen, mit dem sie in die Lüfte entschwebt, hat Helios ihr geschickt, der Vater ihres Vaters, als Schutz gegen jeden Feind. (VV. 1321/22).

3. Der Eid in der griechischen Literatur.

Beispiele von Homer bis zu Isokrates

Die Bedeutung HOMERS (um 700 v. Chr.) für die Bildung der Griechen kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie entsprach etwa der Bedeutung, die die Bibel im Mittelalter besaß. An Homer lernte man lesen und schreiben, lernte man die Welt, die Götter und die Menschen kennen. Ein Eidbruch steht am Beginn der zehnjährigen Belagerung Trojas, und dieser Eidbruch begründet Trojas Niederlage und Untergang.

Als das achäische Heer schon an der Küste Trojas gelandet ist, schließen die Achäer und Troer einen Vertrag. Zwei Kämpfer sollen stellvertretend für die Heere gegeneinander antreten: Paris für die Troer, Menelaos für die Achäer. Als der Vertrag formuliert und das Opfertier geschlachtet ist, betet Agamemnon laut, die Hände erhebend:

Vater Zeus, vom Ida waltender, höchster und größter, | Helios auch, der alles sieht und alles mit anhört, | Flüsse und Erde und ihr, die ihr drunten die Menschen es büßen | lasst, die hingeschwunden sind, wenn einer einen | Meineid schwor, seid Zeugen und wacht jetzt über die Eide. | Wenn jetzt den Menelaos niedermacht Alexandros, | dann soll er selbst die Helena haben und alle die Schätze. | Wir aber kehren dann heim in den meerdurchfahrenden Schiffen.

Während des Kampfes, in dem sich Menelaos als überlegen erweist, wird Paris von Aphrodite entrückt. Pandaros, ein Troer, trifft mit einem Pfeil Menelaos. Agamemnon spricht ihn an:

Bruder, dir zum Tode hab ich das Bündnis geschlossen. | Als ich allein vor Achäer dich stellte, mit Troern zu kämpfen, | da traf dich die Troer und haben das Bündnis zertreten. | Doch nicht gilt für nichts der Eid und das Blut von den Lämmern, | Spenden von Ungemischtem und Handschlag, denen wir trauten; | wenn nun auch der Olympier nicht sofort es vollendet, | später vollendet's er doch, und mächtig werden sie's büßen | mit ihren eigenen Häuptionen und ihren Frauen und Kindern. | Denn das weiß ich gewiss in meinem Sinn und Gemüte: | Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt, | Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs. | Dann wird Zeus, der Kronide, hoch waltend, wohnend im Äther, |

selber die finstere Ägis schwingen gegen sie alle, | zürnend diesem Betrug; das wird nicht unerfüllt bleiben. (Ilias, 3, VV. 267 – 282; 4, VV. 155 – 168; Übersetzung nach ROLAND HAMPE).

Helios und Zeus werden als Eidzeugen angerufen, und Zeus wird den Eidbruch strafen. Die Strafe wird grausam sein: Sie wird Priamos und sein Volk, sie wird die ganze Stadt treffen, Schuldige und Unschuldige.

HESIOD, der etwas jüngere Epiker, schreibt in seiner „Theogonie“:

Da gebar die furchtbare Eris den Eid, der den Menschen | größtes Leid bereitet, wenn einer aus freien Stücken | einen Meineid leistet. (VV. 231/32).

Der Geschichtsschreiber HERODOT war ein etwas älterer Zeitgenosse des Euripides. Das Thema seines Werkes sind die Perserkriege. Im 6. Buch schildert er folgende Begebenheit: Als ein Eidbrüchiger von der Pythia in Delphi ein Orakel erbat, antwortete sie ihm:

Glaukon, des Epikydes Sohn, im Augenblick kannst du zwar mit dem Eid einen Vorteil erringen und Gelder erraffen. Schwöre nur, denn der Tod erwartet auch den, der den Eid nicht bricht. Doch das Kind des Eides hat keinen Namen, keine Hände und keine Füße, doch es eilt schnell heran und greift sich das ganze Haus und Geschlecht und vernichtet es völlig. Doch das Geschlecht des Mannes, der treu seinen Eid hält, wird nicht untergehen. Ihm ist eine glückliche Zukunft beschieden. (6,86).

Auch in diesem Fall greift die Strafe weit über den Schuldigen hinaus. Sie betrifft und trifft „das ganze Haus und Geschlecht und vernichtet es völlig“.

Welche Rolle der Eid in der Volksfrömmigkeit spielte, zeigt uns XENOPHON (ca. 430 – ca. 355 v. Chr.) in seiner „Anabasis“. Er hatte sich mit vielen anderen griechischen Söldnern dem persischen Prinzen KYROS angeschlossen, der seinen Bruder, den Großkönig ARTAXERXES II., stürzen wollte. In der Entscheidungsschlacht siegten die Griechen, aber Kyros fiel (401). Die überlebenden Söldner traten einen entbehrensreichen Marsch durch das persische Hochland an. In der Schlussphase übernahm Xenophon die Befehlsgewalt. In einer schier ausweglosen Lage machte er den Soldaten Mut:

Wir haben viele gute Gründe dafür, auf Rettung zu hoffen. Denn wir halten die bei den Göttern beschworenen Eide, während die Feinde die Eide gebrochen und eidbrüchig den Vertrag gelöst haben. Folglich dürfen wir mit Recht erwarten, dass die Götter Gegner unserer Feinde sind, aber unsere Bundesgenossen. Götter können die Mächtigen schnell stürzen und die Ohnmächtigen selbst aus größter Not leicht erretten, wenn sie es wollen. (3,2,10).

Und schließlich mahnt ISOKRATES (436 – 388 v. Chr.) in einer „Rede für den Frieden“, die er im Jahre 355 verfasst hat:

Halte dich fromm an alles, was man den Göttern schuldig ist, nicht nur, indem du opferst, sondern auch, indem du dich an die Eide gebunden fühlst. (8, 33).

Wir sind damit mehr als zwei Generationen über das Aufführungsdatum der „Medea“ hinausgegangen. Wir kehren dorthin zurück. Die Aufführung fand im Frühjahr 431 v. Chr. statt. Im Sommer desselben Jahres brach der Peloponnesische Krieg zwischen den beiden damals mächtigsten griechischen Stadtstaaten, Athen und Sparta, aus, der 404 mit der Niederlage Athens endete. Er ist das Thema des Geschichtswerks des THUKYDIDES (ca. 455 – ca. 400 v. Chr.). Am Beispiel der Insel Kerkyra (Korfu) beschreibt der Historiker, wie ein Gemeinwesen, in die Auseinandersetzung der Krieg führenden Stadtstaaten hineingezogen, Schauplatz von Parteikämpfen wird und Recht und Gesetz ihre Geltung verlieren:

Die Versicherungen, die sie einander gaben, gewannen ihre Geltung weniger durch das göttliche Recht als durch gemeinsame Gesetzesübertretung. Waren die Gegner überlegen, ging man auf gute Vorschläge, die sie unterbreiteten, aus Vorsicht ein, nicht, weil man ihnen vertraute. Es war mehr wert, Vergeltung zu üben, als selbst verschont zu bleiben. Wenn überhaupt noch Eide bei einer Versöhnung geleistet wurden, so wurden sie von beiden Seiten nur in einer Notsituation geleistet, und sie galten nur für den Augenblick, solange man sich nicht anders zu helfen wusste. Wer aber bei der ersten Gelegenheit zuerst wieder Mut fasste, rächte sich, sobald er den Gegner ungeschützt sah, lieber dadurch, dass er sich das Vertrauen der Gegner zunutze machte, als dadurch, dass er den Vertrag

offen aufkündigte. Dabei dachte er an seine Sicherheit und daran, dass ihm der Betrug auch noch den Ruhm der Schlauheit einbrachte. ...

Frömmigkeit galt keiner Seite etwas. Wem es gelang, eine scheußliche Tat zu vollbringen und sie mit schön klingender Rede zu begründen, der gewann einen guten Namen. (3, 82).

4. Folgerungen für die Interpretation

Es geht in unserem Drama um etwas so Fundamentales wie die Einsicht, dass Menschen nur dann friedlich miteinander leben können, wenn sie einander vertrauen können, wenn unter ihnen der Grundsatz der absoluten Vertragstreue uneingeschränkt in Kraft ist: *pacta sunt servanda*, Verträge müssen gehalten werden (CICERO). Medea handelt im Namen der Meineide strafenden Götter, sie handelt im Namen des Helios, des Gottes, der alles sieht, der zugleich der Vater ihres Vaters ist und der an dem Rachewerk mitwirkt. Sie ist die Erinnyis, das personifizierte Kind des Eides. Und wie immer, wenn Eidbruch bestraft wird, ist ihre Rache exzessiv, trifft sie „das ganze Haus und Geschlecht und vernichtet es völlig“. Kreon, Kreousa, die Kinder sterben, nur Jason bleibt wie Aietes am Leben, weil es eine größere Strafe ist, alles dessen, was ihm lieb war und worauf er seine Hoffnung gründete, beraubt zu sein und weiterleben zu müssen. Nicht anders ergeht es dem König Kreon in der „Antigone“ des SOPHOKLES. Und dereinst wird Jason nicht als Held, nicht als König sterben, sondern er wird einen elenden Tod erleiden. Medea prophezeit ihn ihm:

Du aber, elend, wie du bist, wirst elend, wie du es verdienst, | getötet werden. Denn ein Trümmerstück der Argo trifft dein Haupt. (VV. 1386/87).

Das Schiff, das ihn emporgehoben, mit dem er seinen Ruhm begründet hat, wird ihn gleichsam unter sich begraben. Und niemand wird da sein, der sein Grab pflegt und sein Andenken bewahrt. Medea wird weiterleben, und ihre Kinder werden nicht vergessen werden. In einem Kult wird man ihrer gedenken. Wie eine Göttin stiftet die Mutter für sie „ein hohes Fest und Weißen“:

Es gibt ein Heiligtum der Hera oben auf der Burg, | ich bringe sie dorthin, dass keiner von den Feinden ihnen Schimpf zufügt, | kein Feind ihr Grab zerstört. Ich stifte diesem Land des Sisyphos

| für alle Zeit als Sühne für den frevelhaften Mord
| ein hohes Fest und Weißen. (VV. 1378 – 1383).

Hera ist die Gattin des Zeus, die Schützerin der Ehe und der Rechte der Frauen. Jason hatte sie als Hera Zygie, die Braut und Bräutigam verbindende Hera, angerufen, als er schwor, Medea als seine Gattin mit sich nach Griechenland zu nehmen. Er hat eine Ehe zerstört, aber die durch die Göttin symbolisierte Institution ist davon nicht berührt. Medea lebt, sie weiß, dass es ein leidvolles Leben sein wird.

Begib dich auf die Lebensbahn, die voller Leiden ist, | verzage nicht und denke nicht daran, | wie sehr du deine Kinder liebst und wie du sie geboren hast. | Vergiss sie nur an diesem kurzen Tag – und dann beweine sie. | Denn wenn du sie auch tötest, trotzdem hast du sie geliebt. | Ich bin ein leidgeprüftes Weib. (VV. 1245 – 1250).

Antigone bezahlt den Sieg über Kreon mit dem eigenen Tod, Medea mit dem Tod ihrer Kinder und einer leidvollen Zukunft, ein doppelter Schmerz (VV. 1036/37). Sie weiß, dass ihr Sieg nur um den Preis eines Frevels möglich ist (V. 784, V. 1370). Sie ist keine Göttin, sie ist ein Mensch, der sich leidvoll in Schuld verstrickt.

Von uns, den Sterblichen, wird niemals einer wahrhaft glücklich sein. (V. 1228).

Als die Tragödie aufgeführt wurde, stand der Ausbruch des Peloponnesischen Krieges bevor. Die Tragödien setzen sich durch das Medium der Mythen mit Problemen auseinander, die die Menschen ihrer Zeit bewegten. So liegt es nahe anzunehmen, dass die Ermahnung, einmal beschworene Eide nicht zu brechen und sich nicht der Gefahr einer furchtbaren Bestrafung eines Eidbruchs auszusetzen, etwas mit dem Krieg zu tun hat.

THUKYDIDES berichtet, dass die Athener im Jahre 446/45 mit den Lakedaimoniern und ihren Bundesgenossen einen Vertrag auf 30 Jahre geschlossen hatten. (1, 115). In den Verhandlungen vor Ausbruch des Krieges wird mehrfach auf diesen Vertrag Bezug genommen. Er war also noch in Kraft und im Bewusstsein der Griechen. Beide Seiten beschworen einander immer wieder, nicht vertragsbrüchig zu werden. (1 35,2; 40,2; 44,1; 45,3; 140,2; 145; 7,18,2). Die warnende Stimme des Euripides verhallte ungehört.

Eine Gesellschaft von Freien und Gleichen kann es dauerhaft nur geben, wenn jeder den anderen nicht als potentiellen Gegner betrachtet, den er instrumentalisiert und seinen Interessen unterwirft, sondern als Person mit gleichen Rechten anerkennt. Der Sophist PROTAGORAS (490/85 – 411/10 v. Chr.) nennt Rechtsbewusstsein und Respekt/Achtung (*dike kai aidos*) als Voraussetzungen dafür, dass Menschen friedlich in einem Staat zusammenleben. (PLATON, *Protagoras*, 322c – 323a).

Der Amerikaner JOHN B. RAWLS (1921 – 2002), der als der bedeutendste politische Philosoph des 20. Jahrhunderts gilt, stattet die Menschen mit einem „Gerechtigkeitssinn“ aus, als dessen wesentliche Bestimmung er die Vertragstreue nennt. Vertragstreue heißt, dass einmal getroffene Vereinbarungen auch unter widrigen Umständen eingehalten werden.

Ob sich der Gerechtigkeitssinn evolutionär entwickelt hat (Protagoras) oder ob er zur Ausstattung des Menschen gehört (ARISTOTELES, CICERO): ohne ihn gibt es keine auf Partnerschaft gegründete Gesellschaft.

In seinem Werk „Das Recht der Völker“ (Deutsch 2002) hat Rawls seine Theorie auch auf das Völkerrecht ausgedehnt und Grundsätze formuliert, die zu beachten sind. Die beiden ersten Prinzipien lauten:

1. Die Völker sind frei und unabhängig und ihre Freiheit und Unabhängigkeit ist von anderen Völkern zu achten.
2. Die Völker haben Verträge und Abmachungen einzuhalten.

In der euripideischen „Medea“ ist der sozial-politische Aspekt, der das Miteinander der Menschen in einem Staat und das Verhältnis der Staaten untereinander betrifft, nicht weniger von Bedeutung als der menschliche.

5. Wortbruch und Strafe im Alten und Neuen Testament. 2 Beispiele

In der Apostelgeschichte berichtet LUKAS von Ereignissen in der ersten christlichen Gemeinde in Jerusalem: Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele, und keiner sagte, dass seine Güter ihm gehörten.

Und wer von ihnen Acker oder Häuser besaß, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte und legte es den Aposteln zu Füßen.

Aber nicht alle taten das: Ein Mann aber mit Namen Hananias samt seiner Frau Saphira verkaufte einen Acker, doch er hielt mit Wissen seiner Frau etwas von dem Geld zurück und brachte nur einen Teil und legte ihn den Aposteln vor die Füße.

Petrus aber sprach: Hananias, warum hat der Satan dein Herz erfüllt, dass du den heiligen Geist belogen und etwas vom Geld für den Acker zurückbehalten hast? Hättest du den Acker nicht behalten können, als du ihn hattest? Und konntest du nicht auch, als er verkauft war, noch tun, was du wolltest? Warum hast du dir dies in deinem Herzen vorgenommen? Du hast nicht Menschen, sondern Gott belogen.

Als Hananias diese Worte hörte, fiel er zu Boden und gab den Geist auf. Und es kam eine große Furcht über alle, die das hörten.

Da standen die jungen Männer auf und deckten ihn zu und trugen ihn hinaus und begruben ihn.

Es begab sich nach einer Weile, etwa nach drei Stunden, da kam seine Frau herein und wusste nicht, was geschehen war.

Aber Petrus sprach zu ihr: Sag mir, habt ihr den Acker für diesen Preis verkauft? Sie sprach: Ja, für diesen Preis.

Petrus aber sprach zu ihr: Warum seid ihr euch denn einig geworden, den Geist des Herrn zu versuchen? Siehe, die Füße derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Tür und werden dich hinaustragen.

Und sogleich fiel sie zu Boden, ihm vor die Füße, und gab den Geist auf. Da kamen die jungen Männer und fanden sie tot, trugen sie hinaus und begruben sie neben ihrem Mann.

Und es kam eine große Furcht über die ganze Gemeinde und über alle, die das hörten. (Apostelgeschichte, 4,32; 5,1- 11; Übers.: M. LUTHER)

Das Ehepaar gehörte zu den Gemeindemitgliedern, die ihre Güter freiwillig als Gemeinschaftsbesitz betrachtet wissen wollten und das öffentlich bekannten. An dieses Wort hielt es sich nicht und belog nicht nur die Apostel, sondern auch Gott, der in der Gemeinde präsent war. Gott strafte sie mit dem Tod, er vollzog die Strafe durch Petrus. Der Vorgang verfehlte seine

Wirkung auf die Gemeinde nicht. Man darf sich aus einer Verpflichtung, die man eingegangen ist, nicht hinausstellen.

Christus sagt in der Bergpredigt: *Ihr habt weiter gehört, dass zu den Alten gesagt ist: Du sollst keinen falschen Eid schwören und sollst dem Herrn deinen Eid halten. Ich aber sage euch, dass ihr überhaupt nicht schwören sollt. Eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel. (MATTHÄUS, 5, 33 und 37; Übers.: M. Luther).*

Nicht anders als Hananias und Saphira erging es Achan, von dem das Alte Testament erzählt: Er hatte einen Teil der Gott geweihten Kriegsbeute der eroberten und zerstörten Stadt Jericho an sich genommen und damit den Bund, den Gott mit Israel geschlossen hatte, übertreten.

Da entbrannte der Zorn des Herr über die Israeliten.

Sie wurden gedemütigt, indem sie von ihren Feinden in die Flucht geschlagen wurden und Verluste erlitten. Achan wurde gesteinigt, seine Frau, sein Sohn, seine Tochter und alle seine Tiere wurden verbrannt.

So vollzog sich die Strafe an seinem Volk und an seinem ganzen Haus und Geschlecht. (Josua, 7,1 – 26).

In beiden Fällen wird zwar kein Meineid geleistet, kein Eid gebrochen, aber in beiden Fällen wird eine Vereinbarung nicht eingehalten. Der Zusammenhalt einer Gesellschaft ist nur gewährleistet, wenn ihre Mitglieder darauf vertrauen können, dass Bestand hat, was verabredet worden ist. Die harte Bestrafung des Verräters ist ein Indiz für die Bedeutung dieses Tatbestandes. Zum Eid heißt es im Alten Testament:

Ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen und den Namen eures Gottes nicht entheiligen; ich bin der Herr. (3. Mose 19,12).

Wenn jemand dem Herr ein Gelübde tut oder einen Eid schwört, dass er sich zu etwas verpflichten will, so soll er sein Wort nicht brechen, sondern alles tun, was über seine Lippen gegangen ist. (4. Mose 30,3; Übers.. M. Luther).

Literatur:

- Ernst Haenlein: Die Apostelgeschichte, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 1977, 10. Aufl.
- Otfried Höffe (Hrsg.): John Rawls: Eine Theorie der Gerechtigkeit, Berlin (Akademie Verlag), 2006, 2. Aufl.
- Martin Hose: Euripides. Der Dichter der Leidenschaften, München, 2008
- Denys L. Page: Euripides: Medea, Oxford, 1955, Introduction

Kurt Roeske: Euripides: Medea, neu übersetzt und eingeleitet, BoD, 2014. Aus diesem Buch stammen die Übersetzungen.

Markus Stepanians: Gerechtigkeit als Fairness. Die Theorie der Fairness von John Rawls, in: Hanns-Gregor Nissing/Jörn Müller (Hrsg.): Grundpositionen philosophischer Ethik. Von Aristoteles bis Jürgen Habermas, Darmstadt, 2009, S. 145 - 164

KURT ROESKE, Ober-Olm

Die Aristophanes-Rede in Platons *Symposion* (189a – 193d)

Die ARISTOPHANES-Rede bzw. der – wie es im Folgenden heißt – „Kugelmythos“ ist zweifelsohne ein Stück Weltliteratur. Er ist es unter anderem deshalb, weil er in seiner Deutung offen ist und verschiedene Deutungsperspektiven zulässt, ja geradezu provoziert. Er – wie jede Weltliteratur – macht das nicht deswegen, weil er vage und unbestimmt wäre, sondern weil er Bestimmungen gibt, diese jedoch an bestimmten und grundlegenden Stellen und aus verschiedenen Gründen unbestimmt und daher offen lässt.

Die folgenden drei Deutungsperspektiven greifen diese Offenheit auf und schließen sie auf je ihre Weise. Die erste stammt von MARIA VALDMANN, die den EF-Kurs Griechisch des Görres-Gymnasiums in Düsseldorf während ihres Italien-Austausches gleichsam im Fernstudium begleitet und mit ihren Bildern bereichert hat – und mit diesen Bildern und ihrer eigenen Erklärung eine eigene Deutung gegeben hat. Die zweite Perspektive liefert als Kursleiterin RICCARDA SCHREIBER, THORSTEN SINDERMANN die dritte als mitwirkender Referendar.

Maria Valdmann

Auf den folgenden drei Bildern sind die drei Phasen des Kugelmythos aus PLATONS *Symposion* dargestellt. Um die Menschen zu zügeln, ohne sie vernichten zu müssen, teilte Zeus sie in zwei Teile und nahm ihnen den Zustand der Vollständigkeit, um sie zu schwächen. So ist Zeus in diesem Mythos allgegenwärtig und daher auch auf allen drei Bildern indirekt anwesend. Um die Entwicklung der göttlichen Macht über die

Menschen zu visualisieren, habe ich mich für die Natur entschieden, weil sie die gewaltige Macht der Götter zum Ausdruck bringt.

Wenn man sich die Abfolge der Bilder anschaut, sollte man den Eindruck gewinnen, dass nicht nur der Kugelmensch, sondern auch das komplette Bild zerfällt.

Auf dem ersten Bild steht vor allem das ursprüngliche Menschenwesen im Vordergrund. Die Landschaft ist öde und scheint sehr weit entfernt zu sein. Den Eindruck der Separation von der Natur soll auch der Vorhang verstärken, der den Kugelmenschen vom Hintergrund abschirmt. Der von Gewitterwolken umgebene Zeus-Tempel schafft aber eine gewisse Vorahnung des kommenden Unheils.

In der zweiten Phase sind zwei Beziehungsdreiecke vorhanden, wobei das eine aus Zeus, Aphrodite, die in Form eines Vogels in Erscheinung tritt, und Apollo, dem Lyra spielenden Engel, und das andere aus den beiden Hälften und Zeus besteht. Die Bedeutung der göttlichen Macht nimmt in dieser Phase an Einfluss zu, und auch die Natur tritt eher in den Vordergrund. Der Erdriss fördert die Trennung der Hälften und schafft eine perspektivische Spaltung des Bildes. Die Teilnahme der Natur am Geschehen lässt sie ebenso lebendiger wirken.

Die letzte Phase stellt den Findungsprozess der Hälften dar. Als Ort für das Geschehen habe ich den Wald bestimmt, weil dieser einerseits eine Art Naturlabyrinth ist, wo man sich leicht verläuft und kaum wiederfindet, aber andererseits auch, weil die Menschen nun völlig der Macht der



Phase 1: das Ganze



Phase 2: die Trennung



Phase 3: die Findung

Natur und der Götter ausgesetzt sind. Daher sind alle Hauptzüge des Bildes zum Zeus-Tempel ausgerichtet, was die Bitte um Gnade und Erlösung ausdrücken soll.

Jede dargestellte Person repräsentiert dabei einen mehr oder weniger gescheiterten Versuch, ihre zweite Hälfte zu finden. Beispielsweise symbolisiert das Skelett eine Person, die mangels Liebe verstorben ist und ihre zweite Hälfte nicht gefunden hat. Im Hintergrund sieht man ein Paar den Weg zum Olymp aufsteigen, dieser ist aber weit entfernt, weil die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ausganges gering ist.

So kann man deuten, dass eine jede Hälfte den Zustand der ehemaligen Vollständigkeit anstrebt. Die Wahrscheinlichkeit des Erfolges hängt aber von vielen Faktoren ab, wie zum Beispiel dem sozialen Umfeld, den jeweiligen Lebensumständen, der familiären Erziehung und der Religion. Manche fangen mit der Suche an, bevor sie den nötigen Orientierungssinn ausgebildet und Erfahrungen gesammelt haben, weswegen sie sich oft verlaufen und die ohnehin geringe

Wahrscheinlichkeit, die zweite Hälfte zu finden, verringern, wobei manche hingegen sich gar nicht erst auf die Suche machen.

So entscheidet jede Hälfte für sich, welchen Weg sie einschlagen möchte, muss aber auch bereit sein, die Verantwortung für diese Entscheidung in vollem Maße zu übernehmen.

Riccarda Schreiber

Welch romantische Vorstellung: Irgendwo da draußen gibt es jemanden, der zu mir passt; der mich liebt, wie ich bin, den ich liebe, wie er ist. So einfach kann das sein, wenn man nur den Richtigen trifft! Eine wunderbare Vorstellung, die nur den einen Haken birgt, dass man sein Pendant eventuell nicht findet:

Der größte Einwand gegen den Kugelmythos ist spontan auch immer dieser, nicht nur von Schülerseite, denen die Lebenspartnerwahl ja meist noch bevorsteht: „Und wenn ich meine andere Hälfte nicht finde?“ Ich glaube, dass die Konzentration auf das Zusammenpuzzeln zweier für einander bestimmter Teile den Blick auf die

eigentliche Aussage des Mythos verstellt. Es ist ein oberflächliches Problem, das Platon selber gar nicht als so schwerwiegend betrachtet haben dürfte (als historische Analyse: mit 30000 - 40000 männlichen Vollbürgern in Attika, abzüglich all derer, die altersmäßig oder standesbedingt nicht in Frage kommen, erreicht man eine vergleichsweise übersichtliche Situation, in der es zwar immer noch etwas Glück und vielleicht Zeit braucht, die aber keinesfalls mit unserer heutigen globalen Partnersuche zu vergleichen ist). Überhaupt geht es Platon ja eh meist um Ideale und weniger um pragmatische Fragen. Wie egal ihm letztlich die Frage nach der passenden Hälfte ist, zeigt er, indem er erstbeste und zweitbeste Hälften anbietet („Εἰ δὲ τοῦτο ἄριστον, ἀναγκαῖον καὶ τῶν νῦν παρόντων τὸ τούτου ἐγγυτάτω ἄριστον εἶναι“, 193c). In dem Zusammenhang erfahren wir auch *en passant*, dass es wesenseigene, urtümliche Gegenstücke („εἰ [...] τῶν παιδικῶν τῶν αὐτοῦ ἕκαστος τύχοι“, 193c) gibt, mit denen man „εἰς τὴν ἀρχαίαν φύσιν“ zurückfindet, aber immerhin auch noch der eigenen Sinnesart entsprechende Gegenstücke („παιδικῶν κατὰ νοῦν αὐτῷ πεφυκότων“, 193c), was besser ist als nichts. Nun, das sieht doch so aus, als gäbe es hier Deutungsspielraum, und wo es den gibt, liegt Weltliteratur vor (s. o.) oder Desinteresse des Autors an einer genauen Festlegung.

Worum aber geht es dem Mythos dann, wenn nicht darum, uns auf die Suche nach unserer zweiten Hälfte zu schicken? Er versucht, der Liebe auf die Spur zu kommen: der unerklärlichen Macht der Liebe. Unerklärlich, unmessbar und unvorhersehbar trotz aller Studien und wissenschaftlichen Analysen bis heute. Die Macht der Liebe in zweierlei Hinsicht, und beide werden in der Deutung des Mythos berücksichtigt:

1. Warum verlieben sich zwei Menschen ineinander? Für Außenstehende meist völlig unverständlich. Für die Protagonisten selber ebenfalls nur mühsam zu erklären.
2. Warum kann diese Gefühlsregung „Liebe“ eine solche Sprengkraft entwickeln? Eine Sprengkraft, die das Sozialgefüge der Liebenden samt dem ihres Umfeldes verwüsten kann. Die großen Liebesdramen der Weltliteratur mögen ein Zeugnis dafür sein und

ebenso weiß es schon die Bibel¹ und auch die Kriminalstatistik, in der die so genannten Beziehungstaten immer durch besondere Grausamkeit hervorstechen.

Der Kugelmythos gibt Antwort. Ad 1: Wir verlieben uns in einen anderen, der irgendwie zu uns passt, von dem wir uns angezogen fühlen und den wir anziehen. Warum gerade der? Er ist unsere bessere Hälfte, unser Gegenstück, unser „σύμβολον“ (das Wort bezeichnete in der Antike ein Erkennungs- oder Beglaubigungszeichen zwischen z. B. Gastfreunden: ein durchgebrochener Ring, Würfel o. Ä., von dem jede der beiden Seiten sein Stück aufbewahrte und zur Wiedererkennung vorlegte). Kurz, zwischen zwei Leuten, die sich ineinander verlieben, liegt eine innere Passung vor, die von außen nicht sichtbar ist, die aber vermuten lässt, dass sie aus einem Holz geschnitzt sind, und somit gewissermaßen ontologisch zusammengehören. Das Mysterium des „Sichverliebens“ ist damit nicht schlussendlich gelüftet, aber doch ansatzweise erklärt.

Ad 2: Das, was zusammengehört, zieht sich an. Durch das unbedingte Zusammengehörigkeitsgefühl, das der Mythos mit der gemeinsamen Wurzel zweier Wesen begründet, entsteht ein kraftvoller Magnetismus.² Ansonsten völlig unverständliche, weil unvernünftige Handlungsweisen erklären sich so: *A n n a K a r e n i n a* verlässt Mann, Kind, guten Leumund und die erste Gesellschaft um eines jungen Offiziers willen; *E f f i B r i e s t* haust am Ende in einer Berliner Wohnung und darf nach dem Bruch mit ihrem Mann ihre Eltern nicht mehr sehen; *K ö n i g E d w a r d V I I I*. dankt ab und wählt statt Empire eine nicht standesgemäße Amerikanerin.

Anthropologisch liegt dem allen die Ansicht zugrunde, dass der Mensch als Einzelwesen defizitär ist. Er braucht einen Partner. Sonst verkümmert er an Herz (οἰκειότης), Geist (φιλία) und Körper (ἔρως). Deshalb ist Eros der größte aller Götter. Weil er der Helfer der Menschen und Arzt für ihre Leiden ist.³ Was der Kugelmythos zum Ausdruck bringen will, ist weniger, dass es die eine richtige Hälfte gibt, als vielmehr unser großes Bedürfnis, überhaupt eine andere Hälfte zu finden – weil wir uns alleine unvollständig fühlen –, unser Leben zu teilen mit jemandem,

nicht allein zu sein, ein Gegenüber und Nebenan zu haben. Die Vorstellung, dass es nur eine einzige passende andere Hälfte gibt, die es zu finden gilt, ist dabei eher hinderlich (auch wenn die Partnerbörsen im Internet heute die Möglichkeit zu eröffnen scheinen, schnell und präzise größere Teile der Zielgruppe nach genauen *skills* zu durchkämmen: katholisch, Nichtraucher, Akademiker, tierlieb, ...). Das kann nicht der Sinn des Kugelmythos sein. Denn das hieße, glückende Liebe sei schicksalsabhängig: Treffe ich nicht den Richtigen oder erkenne ihn nicht oder komme zu spät oder weiß der Teufel was, ist meine Chance auf Glück verspielt. Oder ich lebe und liebe in der beständigen Angst, irgendwo gäbe es jemanden, der die noch richtigere Hälfte für mich wäre!

Nein, das ist ein Nebenschauplatz: Wovon der Kugelmythos erzählen will, ist von der sagenhaften und unerklärlichen Macht der Liebe. Er tut das mit dem wunderschönen Bild der zwei Hälften eines Ganzen. Das ist eine plastische Vorstellung, die dem Phänomen der Liebe in all seinen hinreißenden und erschütternden und kopfverdrehenden Nuancen versucht auf die Schliche zu kommen. Mit Erfolg.

Thorsten Sindermann

Der „Kugelmythos“ ist gleichermaßen ein Stück Weltliteratur zur *L i e b e* wie zur *A n t h r o - p o l o g i e*. Er ist es unter anderem deshalb, weil er beide zusammenfasst mit der gleichen Notwendigkeit, mit der die „eigentliche Liebe“ die Wieder-Verbindung zweier getrennter „wahrer Hälften“ ist:⁴ „ἔμφυτος“ – beide sind in- und miteinander verwachsen, von Natur aus, angeboren.⁵ Dass es um Liebe geht, ist offensichtlich, weil es mehrfach explizit genannt wird; dass es um eine anthropologische Bestimmung, mehr noch: um ein echtes Anthropologicum geht, ist jedoch ebenso explizit, von Anfang bis Ende.⁶ Und das ist ein wohlbedachter Vorschlag, denn es kann kein Zufall sein, dass „Liebe“ das grundlegende Thema des Menschseins ist: In all ihren Formen und Varianten, Nuancen und Differenzen bestimmt sie den Menschen von Anfang bis Ende, in all ihren gelingenden wie misslingenden, glückenden wie scheiternden, glücklichen wie tragischen Formen, von der Liebe der Mutter zum

Säugling – die weit früher beginnt – bis zur Liebe Angehöriger für die Sterbenden und Gestorbenen, über alles, was dazwischen liegt – und vor allem in ihren frei gewählten partnerschaftlichen Formen.

Zu letzteren fragt der Mythos die grundlegende Frage: Warum überhaupt liebt man einen anderen Menschen? Es ist eine Frage, die vielleicht gar nicht hinreichend beantwortet werden kann. Und doch macht der Mythos einen ernst zu nehmenden Vorschlag, der ernster ist und sinnvoller als das, was man aus den Einzelwissenschaften, gerade den heute so methodisch und inhaltlich eng gestrickten erwarten könnte. Denn eine Antwort kann nur grundlegender und ganzheitlicher gegeben werden. Und auch wenn – oder gerade weil – der Mythos in der Bildsprache spricht, ist er dieser Antwort auf der Spur, und er ist es gerade auch deshalb, weil er in vielen kleineren Aspekten nicht vage und unbestimmt, sondern offen ist. Diese werden getragen von Tendenzen und Bestimmungen, die von einer tiefschichtigen Umsichtigkeit zeugen.⁷

Es geht keinesfalls nur um eine erotische Liebe des „ἔρωος“ – wie man den Wortlaut nur stellenweise und daher oberflächlich missdeuten könnte. Es geht auch nicht nur darum, dass der Mythos erstmalig und auf eine fundamental wirkmächtige Weise das Gefühl des Verliebtseins ins Bild gesetzt hätte – so dass jeder, der verliebt ist, sich hier wiederfinden und zustimmen kann, dass Verliebtsein so ist, als ob man eine andere Hälfte begehrt, nicht nur mit ihr zusammenzusein, sondern zu verschmelzen sucht. Es geht ebenfalls nicht nur darum, eine über dieses Gefühl hinausgehende gleichsam „romantische Liebe“ in Szene gesetzt zu haben, die sich dadurch auszeichnet, ein hohes, meist realitätsfremdes Ideal zu sein.

Worum es hingegen geht, ist eine *u m f ä n g - l i c h e* Form von Liebe. Sie wird ausgemacht von allem, was zur Liebe gehört und Liebe heißt. Deshalb arbeitet der Mythos mit *d r e i* verschiedenen Begriffen, die die ganze relevante Bandbreite bestimmen: mit „φιλία“ eine Freundschaftlichkeit, die für Ehrlichkeit, Höflichkeit und Respekt steht; mit „οἰκειότης“ eine Angehörigkeit, die Vertrauen, Zutrauen und Bekanntheit anzeigt; mit „ἔρωος“ eine sinnliche Freude, die

alle äußeren und inneren Reize im Spiel hält.⁸ Bemerkenswert ist, dass der Begriff „ἔρως“ hier in unmittelbarem Kontext zwei Male auftaucht, jedoch mit ganz verschiedenen Bedeutungen: im ersten Fall in der Bedeutung der eher sinnlichen Liebe, einer durch äußere und innere Reize bedingten Attraktion; im zweiten Fall aber steht er für das Gesamt der drei genannten Begriffe. Es ist diese umfängliche Form, dieser ἔρως II, auf den Aristophanes sein Loblied singt.⁹

Der Mythos lässt offen, was genau das alles bedeutet; wie das funktioniert; ob es einfach ist oder schwierig; ob man hier weiß oder nur fühlt; ob man sich jemals sicher sein kann, die richtige Hälfte gefunden zu haben; oder ob sich diese Einschätzung selbst nach vielen gemeinsamen Jahren nicht doch noch ändern könnte, weil man sich selbst als Mensch in einer sich ändernden Welt ändert; wie umfänglich diese Symbiose eigentlich ist, von der die Liebenden im Mythos sagen, dass sie „Tag und Nacht“¹⁰ sein solle, so dass Hephaistos sie getrost zusammenschmieden dürfe; ob man dann im echten Leben neben der Liebe nicht das sonstige Leben vergessen würde; ob man die ganze Zeit aufeinander hockt oder nicht vielmehr dadurch einen Reiz erhält, dass man auch auf Distanz geht; ob man sich also nah und fern, weil nah durch fern sein wird; ob man nicht viel für- und mit- und aneinander arbeiten müsse; ob man sich dann auch streiten kann und wieder versöhnen darf; ob man sich eher häufig oder selten auf die Nerven geht; ob man neben Freud auch Leid und durch Leid auch Freud aneinander hat – und alles weitere, was man aus dem Beziehungsalltag so kennt. Das alles lässt der Mythos offen. Aber er besagt: Wenn man seine w a h r e andere Hälfte gefunden hat, seine bessere Hälfte – und diese wahre andere Hälfte ist meine beste –, dann funktioniert es. Und es funktioniert deshalb, weil all das und weil alles getragen ist von einer nicht wirklich in Worte zu fassenden Zweieinheit und Kraft, die mögliche und wirkliche Probleme abfedern, ausgleichen und in Spannung halten kann.¹¹

Dafür ist der Kugelmythos bzw. das beschriebene Kugelwesen das eigentliche „σύμβολον“, das Sinnbild. Diese Zweieinheit belässt zwei Hälften, die aber ein Ganzes bilden – ein Ganzes so sehr,

dass man – wie GOETHE in seinem „Gingo“-Gedicht¹² – nicht zu sagen vermag, was es, was dieses „Wirtier“, dieses „Paarwesen. Ausgestorben. Nicht artgerecht“, dieser „Fehlschlag der Natur“ – wie man es mit ULLA HAHN nennen könnte – nun ist.¹³ Es bleibt das Individuelle in der Zwei, mehr noch, das Individuelle erst auch richtig durch das zweite Individuelle: Ein „eins mit sich“ ergibt sich erst durch ein „eins mit Dir“. Ohne dieses ist jenes nicht möglich und der getrennte Zustand daher einer des Krankseins, weil er bestimmt ist als ein zu „heilender“ und die Liebe als der „Helfer“ und „Arzt“ dafür.¹⁴ Nicht die Liebe macht krank, sondern das Nichtlieben und die nicht erfüllte Liebe sind und machen krank. Deshalb sind hier Liebe und Anthropologie untrennbar miteinander verbunden und das, was der Mensch e i g e n t l i c h ist, nur zu klären durch den anderen Menschen und durch die Liebe: Der Mensch ist eigentlich nur durch (s)einen anderen Menschen – und das muss man sich vorstellen, a l s o b man eigentlich und von Natur aus eine Zweieinheit bildet in der Form, wie es das Bild vom Kugelwesen zum Inhalt hat.

Es spricht einiges gegen diese Form von Liebe als der echten und wahren. Und es spricht vieles gegen ihr Erreichen und vieles bereits deshalb auch gegen das Trachten nach ihr. Vor allem ist es fraglich, ob man jemals die richtige Hälfte finden wird – und ob es sie überhaupt gibt. Und doch hat man dieses Verlangen, und der Mythos nimmt es und damit den Menschen ernst, weil und indem er es in den Fokus rückt: Es gibt dieses Verlangen, auch wenn es in der Realität vielleicht selten befriedigt wird und sich zunächst und zumeist und zuletzt viele gar nicht recht passende Hälften zusammenfinden. Aber gerade diese Unwahrscheinlichkeit spricht nicht gegen ihn und seine Idee der wahren Liebe. Denn diese Idee leitet viele Menschen und ihre Wirkmächtigkeit trägt gerade die vielfache Realität: Wer sagt, das sei eine Idee von einer anderen Welt, ein Ideal, das man eh nicht erreicht, etwas typisch Philosophisches, weil es unpraktikabel und unrealistisch sei, wer aber gleichzeitig ein großes oder kleines Ungenügen an seiner eigenen Liebes- und Beziehungspraxis oder an ihrem Fehlen hat – der spricht gerade für den Mythos. Das Ungenügen an dem Faktischen

ist der Beleg dafür, dass man mehr ersehnt, als man hat – und man ersehnt nur, wovon man wenigstens eine gewisse Idee und Vorstellung hat. Und noch deutlicher wird das im Falle des vor allem schicksalhaften Scheiterns einer Liebe: Dass man sich „trennt“, ist vielleicht nur eine zufällige sprachliche Übereinstimmung, aber dass man auch fühlt oder gar weiß, etwas von sich, eine Hälfte von sich oder sogar noch mehr von sich verloren zu haben, dürfte ein deutlicherer Beleg sein.

Ob das ganze Bild nun richtig und wahr ist, ist eine Frage, die man sich stellen kann. Eine andere ist, ob – wenn es richtig und wahr ist – man es auch in sein Leben integrieren möchte, könnte und dürfte; ob man das Trachten und Verlangen auch als ein Trachten und Verlangen praktiziert; oder ob wir aus diversen praktischen und ökonomischen oder sonstigen Gründen nicht lieber mit der „δεύτερος πλοῦς“, mit der zweit- oder sogar x-besten Option Vorliebe nehmen müssen¹⁵ – ob wir, kurz gesagt: Vorliebe oder Liebe wollen. Letzteres ist sicherlich unwägbarer und schwieriger; aber ob Ersteres befriedigender und unter dem Strich glücklicher ist – dies muss man, wie so oft im Leben, mit- und gegeneinander abwägen, um am Ende auch in der Liebe denjenigen Kompromiss mit sich und anderen Menschen zu finden, den man *nolens volens* immer schon irgendwie gefunden hat. Auch darin ist der Mythos groß und tief, weil er auch darauf keine schnelle und leichte Antwort, sondern eine offene Stelle gibt – und ist gerade darin so realistisch, denn dieser Zweifel gehört wesentlich zur Liebe dazu: Ist mein Streben richtig, ist meine Einstellung richtig, ist die gefundene zweite Hälfte die richtige, ist die Art des Umgangs richtig?

Eine weitere grundlegende Frage ist, ob der Mythos in all dem ein positives oder negatives, ein optimistisches oder pessimistisches, ein heiteres oder düsteres, ein hoffnungsvolles oder trostloses Bild von der „Liebe“ und „menschlichen Natur“ zeichnet? Ich denke, man kann ihn als eine „poetische Tröstung“ verstehen in dem Sinne, wie MARCELLE SAUVAGEOT in „Fast ganz die Deine“ eine ganz entsprechende japanische Legende deutet: „Ist der, für den man geschaffen ist, nicht der, für den geschaffen zu sein man annimmt?“¹⁶

Und ich denke, auch in diesem Punkt ist er angemessen, weil er eine Liebe im Sinn hat, die viele Menschen irgendwie am liebsten erfüllt sähen, von der man aber vielfach erfährt oder zumindest weiß, dass sie ziemlich schwer zu erreichen ist. Deshalb jedoch verabschiedet sich der Mythos nicht vorschnell von der Idee einer echten Liebe und lässt diese „größte Hoffnung“¹⁷ bestehen auf der Erde und nicht nur im Siebten Himmel; und doch verspricht er nicht ihr Erreichen an allen Ecken und Enden und hebt sie damit wieder ein Stückchen in diejenige Höhe, die uns zumindest daran erinnern kann, dass große Dinge nicht zum gewöhnlichen Alltag gehören, sondern im Erstreben und im Erleben zwar in ihn eingebunden, immer aber auch feierlich etwas aus ihm herausgelöst sind.

Anmerkungen:

- 1) „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und sie werden sein ein Fleisch“ 1. Mose 2, 2; auch hier der Gedanke, dass aus zweien eins wird; vgl. Symp. 192e „[...] ὥστε δὴ ὄντας ἕνα γεγονέναι καὶ ἕως τ’ ἂν ζῆτε, ὡς ἕνα ὄντα, κοινῇ ἀμφοτέρους ζῆν, καὶ ἐπειδὴν ἀποθάνητε, ἐκεῖ αὖ ἐν Ἄιδου ἀντὶ δυοῖν ἕνα εἶναι κοινῇ τεθνεώτε“. Und zwar nicht nur im Leben, sondern auch im Tod. Vgl. dazu auch die Einsetzungsworte beim Sakrament der Ehe, wobei der Tod hier nach christlichem Verständnis tatsächlich einen Endpunkt setzt: „[...] bis dass der Tod euch scheidet“.
- 2) Symp. 192e: „συνελθὼν καὶ συντακεῖς τῷ ἐρωμένῳ ἐκ δυοῖν εἰς γενέσθαι“.
- 3) Symp. 189d: „ἐπίκουρός τε ὢν τῶν ἀνθρώπων καὶ ἰατρὸς τούτων ὧν ἰαθέντων“.
- 4) „αὐτῷ ἐκείνῳ ἐντύχη τῷ αὐτοῦ ἡμίσει“, Symp. 192b.
- 5) Symp. 191d.
- 6) „Δεῖ δὲ πρῶτον ὑμᾶς μαθεῖν τὴν ἀνθρωπίνην φύσει καὶ τὰ παθήματα αὐτῆς.“ Symp. 189d; „[...] καταστήσας ἡμᾶς εἰς τὴν ἀρχαίαν φύσιν καὶ ἰασάμενους [...]“, Symp. 193d.
- 7) Und von einer bemerkenswerten Toleranz, die nicht nur den zufälligen damaligen Umständen das Wort zu reden scheint, sondern von einer tieferen Offenheit für alle Formen von Liebe zeugt. Denn auch gleichgeschlechtliche Liebe wird – in ihrer echten Form – nicht als eine „Schamlosigkeit“, sondern als natürliches, weil angeborenes Begehren bestimmt; Symp. 192a.

- 8) In diesem Zusammenhang taucht mit „ἀφροδίσιος“ sogar noch ein vierter Liebes-Begriff auf, von dem mit Sicherheit nicht klar ist, wie genau er sich in diesem ganzen Kontext bestimmen lassen sollte und vor allem von der Bedeutung von „ἔρωσ“ unterscheidet. Die Vermutung ist, dass „ἡ τῶν ἀφροδισίων συνουσία“ primär den körperlich-sexuellen Liebesakt im Sinne hat – von dem aber in einer rhetorischen Frage ausgeschlossen wird, dass er das hinreichende Motiv ist, weshalb zwei wahre Hälften eigentlich zusammensein wollen. Vgl. Symp. 192c.
- 9) Symp. 192c.
- 10) Symp. 192d: „ὥστε καὶ νύκτα καὶ ἡμέραν μὴ ἀπολείπεσθαι ἀλλήλων“.
- 11) Das kann der Mythos nicht sagen, weil er es nicht sagen will, eben weil er weiß, dass man es nicht sagen kann; ebenso wenig wie zwei Liebende es können, und selbst wenn sie etwas sagen könnten, könnten sie doch nicht an den tiefsten Punkt gelangen: „ἀλλ’ ἄλλο τι βουλομένη ἐκατέρου ἢ ψυχὴ δῆλη ἐστὶν ὃ οὐ δύναται εἰπεῖν, ἀλλὰ μαντεύεται ὃ βούλεται καὶ αἰνίττεται.“
- 12) „Ist es ein lebendig Wesen, / Das sich in sich selbst getrennt? / Sind es zwei, die sich erlesen, / Daß man sie als eines kennt? // Solche Frage zu erwidern, / Fand ich wohl den rechten Sinn; / Fühlst du nicht an meinen Liedern, / Daß ich eins und doppelt bin?“ Johann Wolfgang von Goethe, West-östlicher Divan, in: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hg. v. Erich Trunz, München ¹⁴1989, Bd. 2, 66.
- 13) Vgl. die drei Gedichte „Zwei mal eins“, „Exponat“ und „Nicht die Liebenden“ aus der Sammlung „Galileo und zwei Frauen“ bzw. „Freudenfeuer“ in: Ulla Hahn, Gesammelte Gedichte, München 2013, 588, 591, 209.
- 14) „καὶ ἐπιχειρῶν ποιῆσαι ἐν ἑκ δυοῖν ἰάσασθαι τὴν φύσιν τὴν ἀνθρωπίνην“, Symp, 191d, und „ἰασάμενος“, 193d; „ἐπικουρός τε ὦν τῶν ἀνθρώπων καὶ ἱατρός“, 189d.
- 15) „Εἰ δὲ τοῦτο ἄριστον, ἀναγκαῖον καὶ τῶν νῦν παρόντων τὸ τούτου ἐγγυτάτω ἄριστον εἶναι τοῦτο δ’ ἐστὶ παιδικῶν τυχεῖν κατὰ νοῦν αὐτῶ πεφυκότων“, Symp. 193c.
- 16) Diese Legende „erzählt, bei der Geburt binde der Mond den Fuß eines künftigen Mannes mit einem roten Band an den Fuß einer künftigen Frau. Im Leben ist das Band unsichtbar, doch die beiden Menschen suchen einander, und wenn sie sich finden, erreichen sie das Glück auf Erden. Manche finden sich nicht; dann ist ihr Leben voller Unruhe und sie sterben traurig; für sie wird das Glück erst in der anderen Welt beginnen; dort werden sie sehen, an wen das rote Band sie bindet.“ Marcelle Sauvageot, Fast ganz die Deine, übers. v. Claudia Kalscheuer, München ²2007, S. 41f.
- 17) Symp. 192d: „καὶ εἰς τὸ ἔπειτα ἐλπίδας μεγίστας παρέχεται“, und zwar nicht nur irgendeine Hoffnung, sondern die auf das höchste Glück: „μακαρίους καὶ εὐδαίμονας ποιῆσαι“. Dieses jedoch kann man, wie kein Glücklichein, gänzlich eigenmächtig planen, verfolgen und erreichen, sondern es hängt immer auch zu guten Stücken am Schicksal bzw. Zufallsglück („τυχή“) – und so ist auch das Suchen und Finden der eigenen wahren Hälfte mit Recht durchgehend im griechischen Text bestimmt durch das Wort für ein zufällig-glückendes-Begegnen: „(ἐν)-τυγχάνειν“.

MARIA VALDMANN,
 RICCARDA SCHREIBER,
 THORSTEN SINDERMAN
 (Görres-Gymnasium Düsseldorf)

Winterland

Die Verbannung
 des römischen Dichters
OVID



Roman

Hubert M. Schießl

ISBN 978-3-00-047402-6

P. Ovidius Naso, der „nachweislich wirkungsmächtigste Dichter der Antike“ (Friedrich Maier), fiel bei Augustus in Ungnade und wurde im Jahre 8 n. Chr. ans Schwarze Meer verbannt. Sein geliebtes Rom sollte er nie mehr sehen.

Von Ovids Weg in die Verbannung bis zu seinem Tod erzählt der Verfasser Hubert M. Schießl in einer Rekonstruktion aus überlieferten und fiktiven Elementen. Diese ergeben ein „bewundernswertes Ganzes, (so) dass der Leser nicht vor dem Schluss entlassen wird.“ (Albert von Schirnding)

„Alles, was Ovid im letzten Teil seines Lebens erfahren hat, wird ausführlich, aber auch unterhaltsam und spannend vorgestellt ...“ (Prof. Klaus Westphalen in Forum Classicum, Heft 4/2014, S. 349 f.)

215 Seiten, br. 14.80 Euro. Bestellbar auch beim Verfasser:

Hubert M. Schießl, Parkstr. 30, 82131 Gauting, (hm.schiessl@t-online.de).
 1,50 Euro Verpackungs- und Versandkosten

Ab einer Bestellung von 2 Büchern versandkostenfrei.

Die Weltauffassung bei Epikur und Seneca

Ausgewählte lateinische Texte in vergleichender Interpretation

SENECA (*De otio* 4, i. A.) und EPIKUR (bei CIC., *De fin.* 1 ud 2, i. A.)

Einleitung

EPIKUR und SENECA zu vergleichen, das wird auf den ersten Blick nicht als ein überzeugendes Vorhaben erscheinen. Bedenken wir jedoch, dass Seneca nicht nur ein römischer Stoiker war, sondern auch in der Frage der Weltauffassung die stoische Lehre selbständig zu erweitern versuchte, dann wird in der Denkrichtung der Unterschied zwischen beiden antiken Autoren um so beträchtlicher. Denn gerade der Weg der jeweiligen Denkrichtung mit seinen Problemen und deren Lösungen wirkt aufschließend auf das ganze System.

Wir beginnen mit der Weltauffassung Senecas (Teil A). Ihr stellen wir (in Teil B) Epikur gegenüber mit dessen ganz anderer Weltauffassung. Am Schluss befassen wir uns mit Fragen der Interpretation in der Praxis (Teil C).

A) Senecas Forschung

und sein hochgestecktes Forschungsziel

Seneca sieht zunächst in *De otio* (4,1) zwei Staaten, den realen und einen größeren Staat. Schon mit diesem größeren Staat nähern wir uns der Weltauffassung. Denn er ist für Seneca das Reich des Geistes. Dieser umfasse Götter und Menschen, seine Grenzen würden mit der Sonne gemessen. Die Fragestellungen Senecas an diesen höheren Staat zeigen, dass er nun nicht das Weltstaat-Modell der alten Stoa ist und nicht mit deren Kosmopolitismus in einem Zusammenhang steht. Vielmehr sieht Seneca in diesem Staat eine ihm noch unbekannte Welt, an die sich ganz andere Fragen stellen als im realen Staat mit seinen niedrigen Geschäften. Hier stellen sich tiefergehende Fragen, die die geistige Welt aufschlüsseln und einsichtig machen sollen: „Wie war der Zustand der Welt, bevor die Dinge geschaffen wurden? Wer gab ihnen ihren Ort? Entstand die Bewegung der Dinge aufgrund ihres Gewichtes, oder gab eine höhere Macht ihnen ihr Gesetz?“ Und in einem weiteren Anklang an LUKREZ (1,70 ff.) heißt es dann: „*Cogitatio nostra*

caeli munimenta perrumpit nec contenta est id, quod ostenditur, scire“ (*de otio* 5).

An anderer Stelle sagt Seneca: „Dann erst sage ich der Natur Dank, wenn ich sie nicht von der Seite sehe, wo sie jedem zugänglich ist, sondern wenn ich ihr verborgenes Innere betreten habe, wenn ich erkenne, was die Materie des Weltalls ist, wer der Schöpfer bzw. der Wächter des Weltalls ist, was die Gottheit ist, ob sie sich ganz auf sich ausrichtet oder bisweilen uns berücksichtigt, ob sie täglich schafft oder nur einmal etwas geschaffen hat, ob sie ein Teil der Welt ist oder die Welt selbst ist“ (*nat., praef.* 3).

Philosophiehistorisch gehen Senecas Gedanken über die Metaphysik der Stoa weit hinaus, aber eine andere Denkrichtung ist noch nicht auszumachen, allenfalls eine Annäherung an Gedanken der Spätphilosophie PLATONS.

Senecas beachtliche Forschungsmethode

Seneca führt aus, unser Scharfblick eröffne sich einen Forschungsweg und auf diesem erschauten Weg lege die Vernunft die Fundamente für die Erkenntnis der Wahrheit, damit es ein befestigter und sicherer Weg sei. Untersuchend schreite die Vernunft sicher darüber und gelange so vom Bekannten zum Unbekannten.

Die kosmopolitische Welt der alten Stoa ist hier nicht zu finden, sondern Senecas eigene gedankliche Welt, eine Welt des über Grenzen weit hinausgehenden Fragens und in seinen Gedanken weit hinausgreifenden Forschens. Hier erlebt Seneca ständige Sinnerfüllung, an die er höhere Ansprüche stellen kann als im Dienst der irdischen *res publica*. Die Zeit seines *otiums* weckt neue Intentionen, eröffnet neue Perspektiven.

Als eigenständiger Denker handelte Seneca nach folgenden Grundsätzen: „Ich werde jedenfalls den alten Weg gehen, aber wenn ich einen näheren und ebeneren finde, werde ich diesen begehbar machen. Diejenigen, die vor uns solches gedacht haben, sind nicht unsere Herren, sie sind unsere Führer“ (*epist.* 33,11). Er sei nicht skla-

visch von ihnen abhängig, sondern gebe ihnen seine Zustimmung erst aufgrund eigener Prüfung. Es könne durchaus vorkommen, dass er bei ihnen etwas entdecke, es dann jedoch besser auf sich beruhen lasse (*epist.* 80,1; auch *epist.* 64,7 ff.). Er vertraue auf die Urteilskraft vieler bedeutender Männer, beanspruche aber, dass Vertrauen auch in seine Urteilskraft gesetzt werde (*epist.* 45,4).

Seneca nimmt nicht gleich für sich in Anspruch, alles in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Bedeutung erkennen zu können. Das bringt ihn aber nicht in die Versuchung eines resignierenden Agnostizismus. Er sieht die Richtung seines forschenden Denkens, von der er Erkenntnisgewinn erhofft, und vertraut auf sie.

Eine „Vorannahme mit Gewissheit“

Schauen wir näher auf den Text, so stellen wir fest, dass Seneca mit einer Gewissheit forscht, die er zwar nicht ausspricht, ohne die aber seine kosmologischen Erklärungen nicht zu verstehen sind: so nicht der Zustand vor der Erschaffung der Welt, die Ortsanweisung an die Dinge und die Gesetzmäßigkeit der Dinge. Die Gewissheit, von der Seneca ausgeht, kommt zum Ausdruck in der Vorannahme einer zwar selbst unsichtbaren, aber an ihren Wirkungen erkennbaren Macht.

Es ist keine rationale Vorannahme des logischen Denkens zum Zweck der Lösung eines vorliegenden Problems, es ist eine kategorisch das Leben bestimmende Vorannahme religiöser Art. Die Macht kommt von einem übernatürlichen Wesen, von einem göttlichen Wesen. Sie gibt Seneca in der Erforschung seiner Welt die Möglichkeit, das, was er erforscht, als sinnvoll zu verstehen.

Die neue Gottesvorstellung Senecas

Der Inhalt der mit Gewissheit gemachten Vorannahme ist das Neue in der Theologie Senecas: Der altstoische immanente Gott wurde bei ihm auch zum transzendenten Gott. Dessen Identität mit der Natur wurde dabei nicht aufgehoben. Es blieb wie schon in der alten Stoa die Dualität von Gestalter (Gott) und Gestaltetem (Natur) unverändert bestehen. Klar sagt Seneca: Weder sei die Natur ohne Gott noch Gott ohne die Natur, sondern beide seien dasselbe, nur ihre Funktion

sei verschieden (*benef.* 4,8,2). Seneca glaubt an die Transzendenz Gottes mit innerweltlicher Parusie. Das Wesentliche ist zweifellos diese transzendente Welt. Aber die innerweltliche Parusie bedeutet auch weiterhin die Anwesenheit dieses transzendenten Gottes in der menschlichen Seele (*epist.* 41).

Am deutlichsten kommt diese Transzendenz in Senecas 102. Brief zum Ausdruck: Am Todestage, der Trennung von Göttlichem und Menschlichem, werde er, sagt Seneca, seinen Körper hier, wo er ihn gefunden habe, wieder verlassen und sich selbst den Göttern zurückgeben (*epist.* 102,22). Die Seele befreie sich von etwas, was sie nicht mehr benötige und was in der Zeit, in der sie es benötigt habe, ihr auch Leiden zugefügt habe. Das sei dadurch geschehen, dass ihr Körper sie von ihrem Streben nach oben immer wieder zurückzuhalten suchte, um sie an das Irdische zu binden, wenn nicht gar zu fesseln. Der Todestag sei daher der „Geburtstag zum ewigen Leben“ (26: „*Dies iste aeterni natalis est.*“). Das Verweilen im Körper hier auf dieser Erde sei nur ein Vorspiel zu einem besseren und längeren Leben. Jeder Kundige erkennt hierin die Lehre PLATONS von der unsterblichen Seele wieder, wie sie uns in seinem Dialog „Phaidon“ begegnet.

Diesem transzendenten Gott verleiht Seneca persönliche Eigenschaften. Er hebt nicht nur dessen Vorsehung und Fürsorge hervor, sondern auch dessen Liebe zu den Menschen. Wie ein liebender Vater sei Gott gegenüber guten Menschen gesinnt, stark sei seine Liebe zu ihnen (*dial.* 1, *de prov.* 2,6). Er sei jedoch auch der strenge Vater, der hart erziehe (*de prov.* 1,2). „Bedenke, wieviel uns unser Vater gewährt hat!“, fordert Seneca seinen Leser auf (*benef.* 1,26,4-6).

Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, dass Seneca hier der Theologie des Stoikers KLEANTHES sehr nahekomme. Doch ist die Sprache im Hymnus des Kleanthes eine philosophische, die Senecas eine religiöse Sprache. Auffallend ist, wie nahe dieser Sprachstil dem christlichen im Neuen Testament ist, insbesondere den Briefen des Apostels PAULUS.

Diese menschliche Wärme ist hier kein Sonderfall, sondern im ganzen Werk Senecas ein immer wieder durchscheinendes Charakteri-

stikum, das fast sein ganzes Denken und literarisches Schaffen durchzieht. In der Ethik kommt das auffallenderweise dort zum Ausdruck, wo er das Phänomen des Mitleides im Gegensatz zur alten Stoa beurteilt. Ferner weicht der altstoische Rigorismus bei Seneca einer gütigen Nachsicht mit solchen, die auf dem Wege der sittlichen Besserung sind, aber dennoch häufig wieder in ihre alten Fehler zurückfallen. Entscheidend ist für Seneca, dass jemand den Willen zur guten Tat hat. Wieviel ihm gelingt, das erfährt eine nachsichtige Beurteilung.

Rückblick

Senecas Erforschung seiner großen Welt ist von einem Hintergrund – seiner Theologie – ausgegangen, der uns nun das Ziel seiner Denkrichtung vor Augen stellt. Auch wenn diese platonisierend ist, ist Seneca eine gewisse Eigenständigkeit in seinen Formulierungen nicht abzuspüren. Aus seiner Theologie und seiner Forschung zur Metaphysik gewinnt er Inhalt und Sinn menschlichen Daseins im *otium*. Die dieser Theologie und Metaphysik zugrunde liegende Gottesvorstellung ist das kategorial Entscheidende für das Verständnis Senecas. Wir werden uns zu fragen haben, ob das in einem ganz anderen Sinne auch für den noch ausstehenden Vergleich mit Epikur Geltung hat.

B) Epikur

Epikur und seine Welt

Eine solche Welt kannte Epikur nicht und an einen solchen Gott glaubte er nicht. Den Stoizismus gab es zu seiner Zeit noch kaum, und der Platonismus blieb ihm fremd. Er sah keine Möglichkeit, die Welt als sinnvoll zu verstehen, weil er keine übernatürliche Macht am Werke glaubte, von der ausgehend er den Kosmos als sinnvolle Einrichtung hätte erforschen und verstehen können.

Epikur sah auch nicht wie später Seneca eine Richtung des Denkens, von der er gleichen Erkenntnisgewinn über das Weltgeschehen hätte erhoffen können. Die gesamte Bewegung im Weltgeschehen läuft für Epikur in gar keiner Weise sinnvoll gesteuert, sondern schicksalhaft mechanisch ab. Sie ist deshalb ohne erkennbaren tieferen Sinn.

Das Weltgeschehen ist daher für Epikur ein nach dem strengen Gesetz von Ursache und Wirkung mechanisch immer gleich verlaufender Automatismus. Ein solcher Verlauf hat gar nicht die Möglichkeit, dem Menschen einen Sinn des Weltgeschehens zu offenbaren, kann ihn daher auch zu keinem Weltoptimismus und keiner Handlungsmotivation in der Öffentlichkeit führen, erst recht nicht zu einer Einordnung seiner Lebensgestaltung in dieses Weltgeschehen, weil er für Epikur die unumstößliche Offenbarung der absoluten Sinnleere ist.

Eine Vorannahme mit Gewissheit und das Entstehen der Weltauffassung

Wir sprachen bereits bei Seneca von der „Vorannahme, die Gewissheit besitzt“. Sie erweist sich auch bei Epikur entscheidend als das, womit der Philosoph die Welt sieht: Diese Vorannahme besteht bei Epikur darin, dass allein das *fatum* zur Deutung des Weltgeschehens führt. Auf die Frage nach seiner Gottesvorstellung werden wir noch zurückkommen.

Vorannahmen sind für die Interpretation von fundamentaler Bedeutung. Es stellt sich die Frage, ob es ohne eine solche Vorannahme zu einer Deutung des Weltgeschehens kommen würde. Die Welt selbst liefert sie jedenfalls nicht.

Grundsätzlich muss eine Vorannahme immer mit einer gewissen Revisionsfähigkeit verbunden sein. Insofern ist sie kein Vorurteil, sondern bleibt eine Vorannahme mit heuristischem Wert. Es ist nicht auszuschließen, dass es zu einem gegebenenfalls veränderten Schluss-Urteil kommen kann. Ein Glaube wie hier der Fatalismus tritt jedoch mit einer Überzeugungs- und Deutungskraft auf, die jedwede alternative Vorannahme wirkungslos macht. Nicht gerade ein Fall von Seltenheit.

Epikurs Weltauffassung entsteht aus der Deutung des Weltgeschehens und der anschließenden begrifflichen Ausgestaltung dieser Deutung. Diese notwendige begriffliche Ausgestaltung gewann Epikur durch seine Rezeption der kausalmechanistischen Bewegungstheorie der Atome DEMOKRITS. Daraufhin erklärt Epikur dieses Weltgeschehen – nun in kosmologischer Begrifflichkeit – als ständigen und ununterbro-

chenen senkrechten Fall kleinster Teilchen, der „Atome“. Werden und Vergehen vollziehen sich in der Konglomeration und Deglomeration der Atome. Dafür bedurfte es der Parenklisis, der Abweichung einiger Atome vom senkrechten Fall. Durch diesen senkrechten Fall ist bei Epikur klar entschieden, dass Götterfurcht und Todesfurcht, dass jede Annahme eines übernatürlichen Einflusses und angstverbreitender kosmischer Wirkungen auf unsere Welt gar nicht möglich sein können, also reiner Aberglaube sind.

Die altstoische Philosophie hingegen übernahm für ihre Weltauffassung von Platon das (fertige) philosophische Denkmuster der teleologischen Entwicklung, das zu dem bekannten Weltoptimismus der Stoiker führte. Seneca übernahm zusätzlich die Unsterblichkeitslehre Platons, wodurch seiner Weltauffassung insofern Änderungen zuteil wurden, als der Körper des Menschen eine platonische Abwertung erfuhr und das irdische Leben ethisch auf eine Fortsetzung nach dem Tode ausgerichtet wurde. Der Abwertung des Körpers jedoch folgte (anders als bei Platon) bei Seneca nicht die Abwertung der Welt an sich (vgl. *nat. quaest.*). Lediglich das Leben des Menschen in dieser irdischen Welt wird überhöht durch das Leben nach dem Tode.

Das Verhältnis zwischen Weltauffassung und Lebensgestaltung

Die ersten Stoiker fielen in ihrer Philosophie nicht durch völlige Neuigkeiten auf, sie blieben weitgehend in der Tradition. Der Platonismus Senecas wich von ihr ab, wie das auch bei griechischen Stoikern schon geschehen war (PANAITIOS, POSEIDONIOS). Epikur aber brachte mit seiner *fatalistischen Weltauffassung* etwas völlig Neues. Aus reinem Fatalismus hätte er noch keine Philosophie entwickelt, erst die begriffliche Explikation durch die Atomtheorie Demokrits führte Epikur dazu. Auffallen musste nun in diesem Zusammenhang: Epikur dachte zwar in seiner Weltauffassung, aber keineswegs in seiner persönlichen Lebensgestaltung fatalistisch und orientierte, anders als vorher Platon und später die Stoiker, seine Lebensgestaltung nicht an seiner Weltauffassung.

Das konnte er auch nicht. Der Mensch ist ein teleologisch strukturiertes Wesen und bedarf der *Sinnerfüllung*. Die Vorstellung von einer *sinnerfüllten* Lebensgestaltung einerseits und Epikurs Weltauffassung andererseits konnten weder identisch noch koinzident sein, sie konnten nicht einmal annäherungsfähig, geschweige denn zuordnungsfähig werden. Dieses Verhältnis zwischen Weltauffassung und Lebensgestaltung war von erheblicher Tragweite. Es war das Zentralproblem des ganzen epikureischen Philosophierens. Philosophen, die die Welt als makrokosmischen Organismus auffassten, konnten durch Analogien aus dem menschlichen mikrokosmischen Organismus zu ihrer Weltauffassung kommen. Für Epikur gab es nicht einen solchen makrokosmischen Organismus, sondern allein den makrokosmischen Kausalmechanismus.

Die tieferen Gründe in der Theologie

Ein solches Ergebnis musste tiefere Gründe haben, und zwar in Epikurs Persönlichkeit: Epikurs Fatalismus, der seine Weltauffassung bestimmte, kann nicht die letzte Ursache sein, er resultiert vielmehr aus seiner Theologie. Die Götter hätten dem Weltgeschehen Sinn verleihen können, aber Epikur glaubte nicht an ihr Eingreifen in das Weltgeschehen. Die Götter hätten Lenker des Weltgeschehens sein können, aber Epikur glaubte allein dem *fatum*. Mit aller Deutlichkeit weist Epikur auf seine besondere Vorstellung von den Göttern hin, die alle diejenigen Eigenschaften nicht haben und diejenigen Handlungen nicht ausführen, die die Tradition mit ihren Mythen ihnen „angedichtet“ habe. Daher sein ständiges Bemühen, dergleichen von ihnen fernzuhalten. Allein in der Gottesvorstellung Epikurs liegt das, was manche Forscher „das Apriori des Verstehens“ nennen.

Wir hatten schon bei Seneca die Gottesvorstellung, obwohl sie eine ganz andere war, als dieses Apriori erkannt, als das Kategoriale, aus dem sich sein ganzes Denken herleitet. Wir können genauer sagen: Aus der Art der Gottesvorstellung resultiert das Denken über Mensch und Welt. Eine Frage bleibt offen: Ist die Art der Gottesvorstellung von ihm theologisch erarbeitet und gewonnen worden oder ist sie schicksalhaft

zuteil geworden? Der Annahme, dass der Fatalismus Epikur schicksalhaft zuteil geworden sei und er diesen Fatalismus in die Deutung der Welt hinausprojiziert habe, ist nicht folgerichtig. Denn in seiner Lebensgestaltung denkt er keineswegs fatalistisch, und wir beobachten mit besonderer Aufmerksamkeit, wie Epikur in Reaktion auf die Weltauffassung die Möglichkeiten auslotet, sein Leben selbst zu gestalten, und sogar auf philosophischen Dogmatismus weitgehend verzichtet.

Ausblick auf das weitere Philosophieren

Diese persönlichen, rational nicht fassbaren Eigenschaften eines Philosophen haben auf das philosophische Denken immer ihren Einfluss. Hier entwickelte ein Philosoph sogar eine Weltauffassung, die für eine Lebensgestaltung nicht geeignet war. Was musste nun daraufhin geschehen?

Für die Lebensgestaltung musste die Setzung des obersten Wertes, der in anderen philosophischen Systemen gleichzeitig schon mit der Weltauffassung gegeben war, von Epikur erst noch vollzogen werden.

Nun entwickelt ein Philosoph nicht nur ein philosophisches System, sondern er lebt auch in einer schon vor diesem System bestehenden, die Initialzündung zum System auslösenden und gleichzeitig neben dem System weiter wirkenden, aber selbst kein System darstellenden Weltanschauung. Sie bestimmt von ihrem obersten Wert her die Lebensgestaltung. Bei anderen Philosophen führt dieser oberste Wert in philosophischer Auslegung auch zur Weltauffassung oder umgekehrt: er ergibt sich aus dieser. Epikurs Philosophie stellt darin die Ausnahme dar. Gerade diese nur bei Epikur vorzufindende Besonderheit macht sein System lehrreich für jeden Mitdenkenden.

Die WELTANSCHAUUNG und ihr Unterschied zur WELTAUFFASSUNG

Was bewirkt nun die WELTANSCHAUUNG mit der Setzung des obersten Wertes für die Lebensgestaltung? Sie ist die notwendige Lebensorientierung suchende Betrachtung der Welt und entwickelt entsprechend dem obersten Wert eine erste Rangordnung ausgewählter Gegen-

stände dieser Welt. Sie sieht das ihr wertvoll Erscheinende in einem engeren Zusammenhang und gewinnt damit ein erstes Bild der Welt. Sie ist eine Weltbewertung und keine WELTAUFFASSUNG. Sie wirkt mit dieser Rangordnung auf die Lebensgestaltung durch ihre Impulse zu Erkenntnisgewinn, Entscheidungsfindung und Handlungsinitiative. Der Mensch erlebt schließlich die Sinnerfüllung, derer er als teleologisch strukturiertes Wesen bedarf.

Unter dieser Voraussetzung musste die Verwirklichung der WELTANSCHAUUNG als des unverzichtbaren Leitsterns der Lebensgestaltung von Epikur erst noch – ausgehend von ihrem höchsten Wert, der Ataraxie, des Freiseins von jedem sinnlosen Aktionismus – begrifflich entfaltet werden.

Wenn gewisse Tätigkeiten nicht den Vorzug besitzen, von jeglicher Belastung frei bleiben zu können, sei abzuwägen, ob der Wert der Tätigkeit größer sei als die Belastung. Analog erfolgt die ethisch abwägende Beurteilung der Güter.

Diese WELTANSCHAUUNG führte Epikur nicht zu einer WELTAUFFASSUNG oder war umgekehrt schon gar nicht von ihr abzuleiten. Sie wurde mit einem strengen Dogmatismus umgeben. ED. SCHWARTZ bezeichnet den Epikureismus sogar als Religion („Charakterköpfe aus der Antike“, S. 142ff.).

Die WELTANSCHAUUNG

und der Weg zur Lebensgestaltung im *otium*

Philosophisch war Epikurs WELTAUFFASSUNG, weltanschaulich-psychologisch aber seine LEBENSGESTALTUNG. Dieser Kontrast bestand nicht nur theoretisch, sondern spitzte sich in der Realität sogar zu. Denn, räumlich gesehen, konnte die Lebensgestaltung ja nirgendwo anders stattfinden als eben innerhalb dieses (bereits oben geschilderten) sinnleeren Weltgeschehens. Daher musste zumindest eine seelische Distanzierung vom Weltgeschehen erreicht werden, wenn nicht die innere Emigration folgen sollte. Das aber konnte nur eine weltanschaulich-psychologische Lebensgestaltung leisten.

Von Epikurs fatalistischer Sicht des Weltgeschehens aus, in dem keine Götter wirksam sind und in das sie auch nicht von außen eingreifen,

in dem folglich alles Geschehen als kausalmechanischer Automatismus erscheint und in dem der Mensch nicht nur Sinn nicht erkennen kann, sondern auch im öffentlichen Leben nichts Sinnvolles vollbringen kann, ergibt sich für einen psychologischen Rückzug aus dem öffentlichen Leben und die Befreiung von jedem sinnlosen Aktionismus ein Weg von logisch stringenter Konsequenz.

Psychologisches Verstehen ist nochmal erforderlich, wenn es um die Einzelheiten der philosophischen Ethik Epikurs geht, auf die wir hier jedoch nicht eingehen können. (Man vgl. dazu die Briefe Epikurs.)

Das *otium* bei Epikur

Wenn das sinnleere Weltgeschehen dem Menschen keinen geistigen Zugang und keine Einordnung seiner Lebensgestaltung ermöglicht, sondern einzig die Distanzierung erforderlich macht, lautet bei Epikur die schlichte Konsequenz: Zieh dich zurück aus diesem Weltgeschehen! Lebe in der Zurückgezogenheit, in der Zurückgezogenheit von allem sinnleeren Getue, allem sinnleeren Aktionismus, aller Verwirrung! Das bedeutet Rückzug aus dem Staatsleben, aus der staatlichen Gemeinschaft.

Dieser Rückzug war so ernst gemeint, dass Epikur auch den Militärdienst ablehnte, wenn nicht gerade der Verteidigungsfall eintrat. Das aber keineswegs aus „gesellschaftlichen“ Zwängen, sondern aus kausalmechanistischen Zwängen. Die Berechtigung für diese begründete Flucht aus dem Weltgeschehen lässt sich durch keine auch noch so beliebte Unterstellung anderer Motive anzweifeln.

Epikur blies zum Rückzug aus dem Weltgeschehen, aber keineswegs zum Einzug in die Resignation, schon gar nicht zum Einzug in das Nichtstun. Ziel des Lebens war vielmehr das Freisein von der ständigen seelischen Belastung durch Aktionen, die keinen Sinn haben (Ataraxie). Bereits dieses Freisein gilt als die „höchste Lebenslust“. Die Erhaltung dieses Freiseins musste jedoch auch im *otium* errungen werden, nicht etwa durch „Nichtstun“, sondern durch die Sicherung der seelischen Abgrenzung gegen das große Weltgeschehen. Das aber war hier nur

durch ständiges Philosophieren und seine Suggestivkraft möglich.

Es ging Epikur also um das aktive *otium* des Freundeskreises mit seinen Intentionen und keineswegs um ein „*otium* = Nichtstun“. Eine Motivationslosigkeit dieses Freundeskreises wäre eine *contradictio in adiecto* gewesen. Er war für ihn eine gegen die sinnleere große Welt weitgehend abgeschirmte kleine Ersatz-Welt. Sie stellte durch ständiges Philosophieren und die Verwirklichung der weltanschaulichen Werte den gesuchten Lebenssinn und die gewünschte Lebenserfüllung in Aussicht. Die kleine Ersatz-Welt wurde zur Gegenwelt.

C) Fragen des Verstehens und der Interpretation in der Praxis

a) Der senkrechte Fall der Atome nur eine „*res commenticia*“ (Cic.)?

Der ständige senkrechte Fall der Atome demonstriert anschaulich den epikureischen Fatalismus. Er demonstriert aber noch in gar keiner Weise das Entstehen und Vergehen. Damit dieses Problem einer Lösung zugeführt werden kann, weichen in Epikurs Vorstellung einige Atome vom senkrechten Fall ab, um zu konglomerieren und so das Entstehen und Vergehen auf der Welt zu demonstrieren. Die Art dieses Kon- und Deglomerierens ist wieder dem Zufall unterworfen.

Doch diese „erfundene Lösung (*res commenticia*, Cic., *De fin.* I,19)“ schafft *eo ipso* ein neues Problem: die physikalische Ursachlosigkeit der Abweichung der Atome vom senkrechten Fall. Die Reaktion der antiken Physiker darauf kann sich jeder vorstellen und bedarf keiner Erwähnung. Vielmehr liegt darin ein positiver didaktischer Hinweis: Epikurs Philosophie gibt gerade durch die „erfundene Lösung“ mit aller Deutlichkeit zu erkennen, wie schwierig es war, die Beziehung zwischen seinem Verständnis des Weltgeschehens und dem Menschen problemlos durch ein einwandfreies logisches System zum Ausdruck zu bringen.

Woran lag das? Das lag vornehmlich daran, dass hier der *Macrosmos* nicht wie bei den anderen Philosophen bekanntlich als „Abbild des Mikrokosmos“ erlebt wurde, sondern als etwas völlig anderes: als eigenständiger *auto-*

matischer Kausalmechanismus. Das zu entwickelnde philosophische System stand nun vor der bisher nicht dagewesenen Aufgabe, über beide – über den Makrokosmos Welt (mit seinem automatischen Kausalmechanismus des Weltgeschehens) und über den Mikrokosmos Mensch (mit seiner diesem Kausalmechanismus völlig fremden Teleologie) – zu gemeinsamen philosophischen Aussagen zu kommen. Eine zu beachtende fundamentale Aufgabe der schon in ihren Fragestellungen überaus lehrreichen Philosophie Epikurs!

Epikurs Abweichung der Atome von der senkrechten Falllinie sollte Werden und Vergehen in dieser Welt erklären, aber diese postulierte Steuerung der Abweichung und Konglomeration war wie die der Deglomeration dem Zufall anheimgegeben. Das musste als äußerst unbefriedigende Erklärung erscheinen, aber jede andere Instanz als der Zufall hätte das Prinzip des Kausalmechanismus wieder aufgehoben. Es gab also keine Alternative. In der stoischen Philosophie Senecas nimmt Gott die Gestaltung der Materie vor, indem er seine Ideen selbst uneingeschränkt in den Gestaltungsprozess hineingibt. Göttliche Ideen sind in der epikureischen Philosophie ausgeschlossen.

Diese und ähnliche Schwierigkeiten im allgemeinen systematischen philosophischen Denken – vgl. die *Paradoxa Stoicorum* – sind der Grund dafür, dass die Philosophie sich nie als „Fertigprodukt“ darstellte, sondern es immer wieder mit neuen Entwürfen versucht hat. Immer galt: „*Philosophandum est!*“

Unsere Textstelle vermittelt elementare Einsichten in Epikurs Philosophieren im Besonderen und antikes Philosophieren im Allgemeinen, nicht nur durch die Ergebnisse, sondern auch durch die ungelösten und unlösbaren Probleme. Es geht nicht um Befürwortung oder Ablehnung isoliert gesehener Lehrsätze, sondern um die Erkenntnis ihrer Voraussetzungen und Folgen. Diese sollten in den Lehrerheften der Textausgaben entsprechend erläutert sein. Das Verständnis des epikureischen Philosophierens soll Schüler nicht zu Epikureern erziehen, sondern zu Menschen, die fähig sind, über Zusammenhänge zwischen Lebensproblemen und Lebensgestal-

tung nachzudenken und dementsprechende Entscheidungen zu treffen. Es erweist sich dafür als didaktisch außerordentlich ertragreich.

Das antike Philosophieren besitzt den Vorzug, ein sowohl vom menschlichen Leben her als auch auf dieses Leben hin konzipiertes Denken zu sein. Seneca sagt von diesem Philosophieren: „... *animum format et fabricat, vitam disponit, actiones regit, agenda et omittenda demonstrat, sedet ad gubernaculum et per ancipitia fluctantium derigit cursum.*“ (epist. 16; vgl. epist. 20). Antike Philosophie besteht eben nicht darin, sich über dieses Leben zu erheben, sie ist vielmehr echte Lebensphilosophie. Die Vollständigkeit im Erforschen ihrer Geschichte ist zwar eine *cura*, in didaktischer Hinsicht aber zunächst eine *cura posterior*.

b) War Epikur ein „reiner Lust- und Genusmensch“?

War Epikur trotz seiner Weltauffassung ein „reiner Lust- und Genusmensch“? Die Verwendung solcher Schlagwörter zeigt ein fehlendes Verständnis der hier bereits dargelegten Weltauffassung Epikurs und eine mangelnde Begriffsunterscheidung bei dem Wort „*voluptas*“.

CICERO unterscheidet in *De fin.* 1,37f. deutlich zwei Arten der *voluptas*: „*Non enim hanc solam, quae suavitate aliqua naturam ipsam movet et cum iucunditate quadam percipitur sensibus, sed maximam voluptatem illam habemus, quae percipitur omni dolore detracto.*“ Die höchste Lust (*maxima voluptas*) ist das Freisein von jedem Schmerz, von jeder unsinnigen Belastung.

Die zuerst genannte Art der *voluptas* ist die von Natur gegebene, mit „*suavitas*“ und „*iucunditas*“ verbunden. Sie wird hier lediglich zur begrifflichen Unterscheidung von der „höchsten Lust“ angeführt und keineswegs wegen etwaiger eigener philosophischer Bedeutung. In der bloßen begrifflichen Distinktion erschöpft sich bereits ihre hier untergeordnete Rolle. Dennoch gibt es Interpreten, die ihr die Hauptrolle übertragen (möchten) und den „Genusstyp“ kreieren. Aber die o.g. begriffliche Distinktion schließt völlig aus, dass der „reine Genusstyp“ das Ziel der epikureischen Ethik war. Es war auch nicht zu erwarten, dass es Gründe für eine philosophische

Relevanz „des Genusstyps“ geben konnte: Was hätten sie zur Ataraxia beitragen können? Was für eine Philosophie wäre das gewesen? Man hätte Epikurs philosophische Gedanken dann allenfalls als Deckmäntelchen bezeichnet.

Die „höchste Lebenslust“ ist vielmehr die im Cicero-Text an zweiter Stelle genannte Art der *voluptas*: „... *sed maximam voluptatem illam habemus, quae percipitur omni dolore detracto.*“ Sie wird empfunden im Befreitsein von jeder seelischen und körperlichen Belastung und gilt als das Lebensziel, das jedoch stets erkämpft werden musste. Die Befreiung vom sinnlosen Aktionismus und von jeder sinnlosen Belastung in der Welt war das höchste Ziel und die größte Lust. Cicero: „... *ut tollatur error omnis imperitorum intellegaturque ea, quae voluptaria, delicata, mollis habeatur disciplina, quam gravis, quam continens, quam severa sit.*“ (*De fin.* I, 37)

Ausblick

Man hat später in der Rezeption der epikureischen Ethik deren Reaktion auf das Weltgeschehen nicht erkannt und den Unterschied der beiden Arten der Lust vielfach völlig übersehen. Das hat z. B. zu dem großen Missverständnis des HORAZ und zu manchen hässlichen Tiraden der Kirchenväter geführt. Und wir heute? Es gibt auch heute immer noch hier und da diese defizitäre Interpretation der Philosophie Epikurs. Warum wird sie übernommen und auf diese Weise anstatt der fruchtbaren Nachwirkung seiner ernsthaften Philosophie die verhängnisvolle Nachwirkung ihrer fehlerhaften Einschätzungen betrieben? Cicero verband mit seiner Darlegung des epikureischen Lustbegriffes die Absicht: „... *ut tollatur error omnis imperitorum ...*“ (*de fin.* 1,37). Hoffen wir, dass Cicero bei uns eines Tages eine Chance zum vollen Erfolg hat!

HERBERT ZIMMERMANN, Jülich

Zeitschriftenschau

Der Altsprachliche Unterricht 4/2015 „Plinius“. Im BASISARTIKEL (S. 2-9) stellt RAINER NICKEL kurz Leben und Werk des Autors vor. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf PLINIUS' literarischem Vorbild CICERO, den er um sein Leben in politisch bewegteren Zeiten beneidet, zumindest da so die *res publica* sehr oft Gegenstand von Briefen sein konnte. Doch ragen Plinius' Briefe mit ihrer thematischen Vielfalt als „wertvolle literarische Zeugnisse der Lebenswelt um 100 n. Chr.“ (S. 4) durch ihre Zeitlosigkeit „in die Lebenswelt unserer Schülerinnen und Schüler hinein“ (ebd.). Dass dies zumindest für eine Auswahl gilt, machen die abschließenden „Anregungen für die Lektüre“ mit knappen Inhaltsangaben zu 70 Briefen deutlich. – Im PRAXIS-Teil gibt THOMAS DOEPNER vielfältige Anregungen zur Texterschließung bei einer Briefauswahl, die „leitende Prinzipien im Leben eines gebildeten Römers“ (S.11) aufzeigt und einen existenziellen Transfer ermöglicht („*hominis est enim ...* - Plinius' Haltung zur Welt und zu den

Mitmenschen. Kompetenzorientierte Aufgabenstellungen zur selbstständigen Plinius-Lektüre“, S. 10-21). Dabei legt Doepner großen Wert auf die Verknüpfung von Sprach- und Textkompetenz: Überzeugend wird vorgeführt, wie nicht nur Abbildungen, sondern auch vorangestellte Beobachtungsaufträge zur sprachlichen Gestaltung bereits zentrale Aspekte des Textverständnisses anbahnen können. Gleiches gilt für die Grammatik- und Wortschatzarbeit vor und während der Lektüre. – KARL-HEINZ NIEMANN möchte vier Plinius-Briefe zur Werteerziehung nutzen („Empathie – ein Anstoß zu selbstkritischem Handeln. Gedanken des Plinius zum Umgang mit Mitmenschen“, S. 22-27), besonders weil „das Gebot der Nächstenliebe [...] durch die zunehmende Religionsferne großer Teile der Gesellschaft in den Hintergrund gerückt“ sei (S. 22). Plinius setzt sich für die gleiche Behandlung von Gästen unterschiedlichen sozialen Ranges ein (Ep. 2,6), zeigt Fürsorge für einen Freigelassenen (Ep. 5,19), rät zu humaner Amtsfüh-

rung bei der Provinzverwaltung (Ep. 8,24) und strebt als Statthalter von Bithynien selbst einen Mittelweg zwischen formal-juristischem und humanitärem Vorgehen an (Ep. 10,31+32). Eine plausible Textauswahl, etwas schematisch fallen jedoch die Fragenkataloge zu den Briefen aus. Neben der vorgeschlagenen Aktualisierung (u. a. Asylpolitik) sollte bei 17 bis 18 geplanten Unterrichtsstunden in Klasse 11 aber auch ein kurzer Blick auf stoisches Gedankengut nicht fehlen, dessen Kenntnis man bei Plinius voraussetzen darf (so auch Doepner, S. 11). – Am Beispiel der Christenverfolgung will BENEDIKT SIMONS die „grundsätzlichen Probleme im Umgang mit einer Minderheit, die der gesellschaftlichen *communis opinio* suspekt erscheint“ (S. 28), von den Schülern herausarbeiten lassen („Der Staat und die Minderheit“, S. 28-39). Eine „Plinius-Gruppe“ beschäftigt sich mit der Anfrage an Kaiser TRAJAN, wie mit den Christen zu verfahren sei (Ep. 10,96), eine „Kaiser-Gruppe“ erarbeitet durch die Übersetzung verschiedener Texte (TACITUS, SUETON, TERTULLIAN, EUSEBIOS) das negative, von Unkenntnis und Vorurteilen (Kannibalismus, Inzest) bestimmte landläufige Bild von den Christen. Didaktisch fruchtbar ist der Einfall, die Kaiser-Gruppe eine Antwort Trajans vor der Lektüre von dessen relativ „humaner“ Replik (Ep. 10,97) formulieren zu lassen: Nach Simons' Erfahrungen läuft das Schülerprodukt zunächst stets auf ein „allgemeines Verbot der Christen“ (S. 33) hinaus. – Unter dem Titel „Plinius – ein Zeitzeuge berichtet“ (S. 40-45) stellt STEPHAN FLAUCHER Briefe vor, zu deren Lektüre die Schüler durch „einen direkten Blick auf die Lebenswelt des Autors“ (S. 40) motiviert werden sollen, u. a. zum Vesuvausbruch (Ep. 6,16+20), zum Sklavenaufstand im Bad (Ep. 3,14) und zu den Wagenrennen (Ep. 9,6). Bei der Paraphrase der Briefinhalte hebt Flaucher Aspekte der Subjektivität (Erzählperspektive, Werthaltungen) hervor, als „Fazit“ rät er – einer der wenigen methodischen Hinweise – durch Synopse („Briefnummer, Thema, Kernaussage“, S. 45) die Persönlichkeit des Autors deutlich werden zu lassen. Etwas unverbindlich wird man mit dem Hinweis entlassen, „dass die Bewertung in einem ersten Schritt auf der Grundlage der

Verhältnisse des römischen Reichs am Ende des 1. Jh.s und nicht nach modernen Maßstäben erfolgen soll“ (S. 45). – MARIANNE THOMMEL möchte Ep. 8,22 zur „Werteerziehung für Lästermäuler“ (S. 46-51) nutzen. Plinius kritisiert Zeitgenossen, die nur die Fehler der Anderen kritisieren, mahnt zur strengen Selbstprüfung und zitiert THRASEA PAETUS: *Qui vitia odit, homines odit*. Positiv fallen an dieser kleinen Unterrichtseinheit die sorgfältig vorbereitete Übersetzung (Satzstrukturanalysen) und das schülerorientierte, behutsame Vorgehen bei der Interpretation auf (mit Karikatur, Filmausschnitt, Herstellung von Bezügen zum Schulalltag und kompaktem Tafelbild). Um jedoch die keineswegs selbstverständliche moralische Autorität eines Plinius bei den Schülern zu erhöhen, sollte man dessen „Anwendungsbeispiel“ am Briefende (Ep. 8,22,4) zumindest zweisprachig einbringen und auch Raum zur Relativierung des im Brief propagierten Ideals geben: Nicht jeden Fehler muss man jedem Mitmenschen jederzeit durchgehen lassen. – Da die Villenbriefe des Plinius (Ep. 2,17; 5,6) „beide sehr lang [...] und für Schüler darüber hinaus vielleicht langweilig“ seien (S.52), lässt TAMARA CHOITZ zwei Abschnitte aus der Beschreibung des Anwesens in der Toskana zweisprachig bearbeiten (Ep. 5,6,44, dann 7-13) und konzentriert sich dabei auf die Hauptfunktion (ungestörtes *otium*) bzw. die umgebende Landschaft, die Plinius mit einem wohlgegliederten Gemälde vergleicht („Die Villenbriefe des Plinius“, S. 52-57). Als eine Art Extrakt der Gebäudebeschreibung erhalten die Schüler 20 Begriffe (*porticus, xystus* usw.), welche dann die Grundlage für einen Vergleich mit den Grundrissen anderer Villenanlagen bieten (Boscureale, Hadriansvilla, Villa dei Papiri). – PATRICK SCHOLL-MEYERS Beitrag „Die Villenbriefe des Plinius“ im **AU EXTRA** (S. 58-61) ordnet den kaiserzeitlichen Villenbau der römischen Oberschicht in einen größeren kulturhistorischen Zusammenhang ein, vom landwirtschaftlich genutzten Gutshof bis hin zum Refugium für „reinen Lebens- und Bildungsgenuss (*otium*)“ (S. 60): Eine gute Basis für einen Lehrervortrag oder besser noch Schülerreferate zur Unterrichtseinheit von Choitz. – Fazit: Auch mit einem Schwerpunkt wie etwa „Plinius als

Erzähler“ hätte man problemlos einen AU-Band füllen können, doch greifen die meisten Beiträge mit Plinius' *humanitas* einen Aspekt auf, der dem Zeitgeist vielleicht besonders entspricht, jedenfalls aber Plinius als Schulautor heute „besonders wertvoll“ erscheinen lässt.

ROLAND GRANOBS

Das **Heft 122/2 (2015)** der Zeitschrift **Gymnasium** enthält folgende Beiträge: J. DRESSLER: „Zivilisation, Recht und Gewalt in Ciceros Pro Sestio“, S. 109-132. Abstract: Die Kulturentstehungslehre in CICEROS Verteidigungsrede für SESTIUS hat die Forschung wegen ihrer knappen und topischen Form bisher wenig interessiert. Doch zeigt sich hier exemplarisch ein wesentliches Merkmal solcher antiken Lehren: Die (weitgehend fiktiven) Rekonstruktionen, wie Recht und politische Gemeinschaften ursprünglich entstanden seien, waren zugleich ein Mittel der Reflexion über die eigene Gegenwart und eigneten sich damit auch als Argument in aktuellen politischen Diskursen. Zivilisation, so Cicero, bedeute die Einhegung der Gewalt durch die Etablierung des Rechts. Wenn nun dessen Geltung durch die Popularen immer weiter unterminiert werde, sei das gleichsam ein latenter Zivilisationsbruch, der nicht nur Optimaten wie Sestius, MILO oder ihn selbst, sondern die *res publica* insgesamt und damit letztlich jedes geordnete Zusammenleben in der Gemeinschaft bedrohe. – C. ROLLINGER: „Bilingualität, Codewechsel und Zitate im Briefverkehr Ciceros und der spätrepublikanischen Oberschicht“, 133-154. In den erhaltenen Briefen von und an Cicero finden sich häufig Einstreuungen von griechischen Zitaten, Fachbegriffen oder Floskeln. Dieses als Codewechsel bekannte Phänomen war Teil einer spezifisch aristokratisch-epistolarischen Höflichkeitssprache, die Gemeinsamkeiten und Gruppenzugehörigkeiten markieren sollte oder als bewusstes Instrument eingesetzt wurde, um Meinungsverschiedenheiten oder Konkurrenzen zu entschärfen. Sie schreiben sich damit in die Grammatik der sozialen Praxis derjenigen römischen Nahbeziehungen ein, die als *amicitia* bezeichnet wurden und einem ihnen eigenen Regelwerk folgten. – T. HAYE: „Der Streit zwi-

schen Ovid und seinem Vater über die Wahl des richtigen Berufes. Eine frühe Dichtung des Giovanni Alvisi Toscani (1446-1478)“, 155-170. Im Gedicht *trist.* 4,10 berichtet OVID darüber, wie er als Jugendlicher mit seinem Vater über die Wahl des richtigen Lebensweges und den Nutzen der Poesie debattiert habe. Das Thema hat in späteren Epochen insbesondere junge Leser, welche sich in einer vergleichbaren biografischen Situation befanden, immer wieder fasziniert. Zu ihnen zählt auch GIOVANNI ALVISE TOSCANI (1446-1478), der in den 1460er Jahren in Pavia ein Rechtsstudium absolviert. Für seinen Gönner, den Mailänder Herzog FRANCESCO SFORZA, verfasst Toscani ein dialogisches Gedicht, in dem der Streit zwischen Ovid und seinem Vater poetisch ausformuliert und abschließend bewertet wird. – Im **Heft 122/3 (2015)** der Zeitschrift **Gymnasium** finden Sie: H.-J. GEHRKE: „Methodologische Überlegungen zu aktuellen Tendenzen in der Alten Geschichte. Kulturelle Austauschprozesse und historische Narratologie“, 211-232. Der Beitrag konzentriert sich auf zwei wesentliche Gebiete aktueller althistorischer Forschungen. In interdisziplinärer Perspektive, besonders mit dem Blick auf Archäologie und Philologie, stellt er methodologische Überlegungen ins Zentrum. Zunächst werden unter dem Stichwort „Kulturelle Austauschprozesse“ vor allem die Konzepte der Hybridität und Globalisierung exemplarisch vorgestellt und durch andere Möglichkeiten der Kategorisierung ergänzt. Im zweiten Teil werden neuere Überlegungen zur historischen Narratologie mit literarisch-rhetorischen Modi antiker Vergangenheitsrepräsentationen konfrontiert. In beiden Fällen zeigt sich, dass der Blick auf zeitgenössische Phänomene antike Gegebenheiten besser verstehen hilft und dass von dort her wiederum Anregungen für die Gegenwart möglich sind. – A. RENGAKOS: „Felix Jacoby, Robert Fowler und die Anfänge der griechischen Geschichtsschreibung“, 233-248. Die lange Zeit vorherrschende Entwicklungstheorie von FELIX JACOBY über die Anfänge der griechischen Geschichtsschreibung und besonders seine Ansicht, die Lokalgeschichte sei zeitlich später als die Universalgeschichte (HERODOT), wurde in den letzten Jahren durch ROBERT FOWLERS „diffusionistische“ Auffassung

verdrängt, nach der in der 2. Hälfte des 5. Jh. ein „langer und gegenseitig profitabler Austausch von Ideen“ zwischen Herodot und seinen zahlreichen auf dem Gebiet der Historie tätigen Zeitgenossen stattfand. Eine kritische Hinterfragung beider Standpunkte führt zum Schluss, dass Jacobys Theorie von der Priorität der „großen Geschichtsschreibung“ herodoteischer Prägung vor der Lokalgeschichte sich weder durch die antiken Testimonien über die ersten „Historiker“ noch durch die Analyse der Quellen der Historien erschüttern lässt. – G. RECHENAUER: „Meditative Aspekte in der vorsokratischen Philosophie“, 249-274. Meditation als Bewusstmachung des eigenen Selbst stellt seit MARK AUREL und AUGUSTINUS eine intensiv betriebene Form des philosophischen Denkens dar. Entsprechende Vorläuferformen eines philosophischen Zugangs zur eigenen Innenwelt sind freilich auch schon bei den frühgriechischen Denkern seit HERAKLIT bis hin zu DEMOKRIT zu finden. Als grundlegend für das Verständnis erweist sich dabei die Vorstellung eines seelischen Innenraums, der im Gegensatz zu göttlicher Offenbarung oder der dinghaften Realität als eigentliche Quelle der Wahrheit fungiert, dessen Kenntnis dem Menschen aber nicht selbstverständlich ist. Dieser Auffassung entsprechend darf der Mensch auch sein Glück nicht von den Göttern fordern, sondern ist mit seinem Denken und Handeln selbst dafür verantwortlich. – G. M. MÜLLER: „Transfer und Überbietung im Gespräch. Zur Konstruktion einer römischen Philosophie in den Dialogen Ciceros“, 275-302. Gegenstand des Beitrags ist der Nachweis, dass Ciceros philosophische Dialoge einen zweifachen Transferprozess zum Gegenstand haben, nämlich nicht nur die griechische Philosophie in die lateinische Sprache zu überführen, sondern komplementär dazu auch ein gleichsam ideales Milieu vorzuführen, in dem diese als diskursive Praxis in Rom heimisch werden kann. Hierzu wird zunächst das Rahmengespräch des fünften Buches von *De finibus bonorum et malorum* in den Blick genommen. Dann wird anhand eines Rückblicks auf Ciceros frühesten Dialog *De oratore* dargelegt, dass Cicero in gekonnter Abstimmung der textinternen Gesprächsdaten seiner Dialoge den Transfer griechischer Philosophie

nach Rom als einen Prozess fortschreitender Überbietung inszeniert, der bereits vor ihm eingesetzt hat. Abschließend wird anhand eines Ausblicks auf die Tusculanen angedeutet, dass der in seinen Dialogen inszenierte Transfer- und Überbietungsprozess griechischer Philosophie auf ihn selbst als dessen zentrale Gestalt zulaufen soll. – O. WENSKUS: „Erkennen von systematischen Denkfehlern als neue Aufgabe der kritischen und selbstkritischen Didaktik. Zur Krankheit des Corellius Rufus in Plinius' Brief 1,12 und zum Topos der verfressenen Römer“, 303-312.

Mit dem Titelthema von **Nr. 4/2015** der Zeitschrift **Antike Welt** geht es um den „Untergang der mykenischen Kultur“. Um 1200 v. Chr. verschwanden ganze Hochkulturen des östlichen Mittelmeerraums. In Anatolien zerbrach das Großreich der Hethiter. Und auch Griechenland war betroffen. Dort ging das mächtige Mykene ebenso unter wie Tyrins, Pylos, Theben und Messenia. Den Ursachen und den Auswirkungen auf das Leben in Griechenland, der Ägais, auf Kreta und in Italien gehen zahlreiche Beiträge in diesem Heft nach. – E. H. CLINE: „Die Katastrophe am Ende der Spätbronzezeit – Überblick über die möglichen Ursachen und die Komplexitätstheorie“, S. 8-16. – T. MÜHLENBRUCH: „Am Anfang war das Ende – Wie die Zerstörung der mykenischen Paläste die Gesellschaft und die Siedlungsweise veränderte“, 17-22. – R. JUNG: „Die Beziehungen zwischen dem spätmykenischen Griechenland und Italien“, 23-27. – K. NOWICKI: „Der Untergang der spätbronzezeitlichen Siedlungstätigkeit auf Kreta und die ‚Seevölker‘“, 28-34. – Ferner ist zu lesen: W. KUHOFF: „Ein Monument der Widersprüche – Vor 1700 Jahren wurde der Konstantinsbogen in Rom eingeweiht“, 41-46. – ST. BAUMANN: „Fiktion und Wirklichkeit – Schatz- und Geheimkammern in ägyptischen Tempeln“, 47-55. – H.-P. KUHNEN: „Fladenbrot für den Finanzbeamten – Der Amtssitz des Finanzprokurators unter dem Westteil der Trierer Kaiserthermen“, 56-61. – J. FISCHER: „Zwischen Ausgrenzung und Integration – Das Leben von Körperbehinderten in der klassischen Antike“, 63-71. – F.-W. VON HASE: „Johann Joachim Winkelmann – Jugend und Lehrjahre in Deutschland“, 74-83. Erster Teil einer dreiteiligen Arti-

kelserie zu JOHANN JOACHIM WINCKELMANN'S erstaunlichem Aufstieg vom Sohn eines einfachen Schusters zum gefeierten Gelehrten, seiner Vollendung in Italien und seinem tragischem Ende in Triest am 8. Juni 1768.

Das neue Heft der österreichischen Zeitschrift **Circulare (2/2015)** beginnt mit einer positiven Bewertung der ersten standardisierten Reifeprüfung in Latein – Griechisch zum Haupttermin 2015. Die Aufgaben und Lösungshefte findet man unter www.bifie.at/node/3055 bzw. www.bifie.at/node/3054 und www.bifie.at/node/3056 (Griechisch). – Es folgen zahlreiche Interna wie Hinweise auf und Berichte von Fortbildungsveranstaltungen, Wettbewerben, Preisverleihungen und Nachrufen.

Latein und Griechisch in Baden-Württemberg, Heft 1, 2015 beginnt mit einem kritischen Bericht zur Lage von CHR. SAUER und H. MEIßNER. – Es folgt von H. MEIßNER ein Papier, das wohl mit zur Revision des KM-Plans „Gymnasium 2020“ beigetragen hat: „Der Plan ‚Gymnasium 2020‘ – Oder: Wie man das Abitur seines Sinnes beraubt“, 4-14. – Es folgt das Skript eines Vortrags vor Abiturienten von TH. BAIER: „Götter in Ovids Metamorphosen“, 14-31. – Mit der geistesgeschichtlichen Entwicklung des Unterrichts der frühen Neuzeit in Baden beschäftigt sich E. MORGENTHALER: „Wie der Lateinunterricht in der frühen Neuzeit durch die Wiederentdeckung des Griechischen beeinflusst wurde“, 31-36. – H. GÖRGEMANN gratuliert „Hans Armin Gärtner zum 85. Geburtstag“, 36f. – H. MEIßNER „Gottfried Kiefner zum 80.

Geburtstag“, 38f. – Von J. LEONHARDT stammt der „Nachruf zum Tod von Joachim Krämer. Denker im Geiste Platons.“ 39f.

Zwei größere Beiträge enthält **Heft 1/2015 von Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland**: P. SCHOLLMEYER: „Rom – Bühne des Schauspielers Augustus“, 3-18. – U. WALTER: „Mehr als ein weiterer Jahrestag? Zum 2000. Todestag von Augustus“, 18-36.

In **Die alten Sprachen im Unterricht 1/2015** schreiben: CAROLINE HÄHNEL: „Haec di condiderunt, haec di quoque moenia seruant‘: Die Aeneis Vergils vor dem Hintergrund hellenistischer Lokalepik“, 4-12. – W. SUERBAUM: „Tod im verschlossenen Zimmer. Zur Parallelität zweier Selbstmorde 2015 (Alberto Nisman, laut SZ) und 20 n. Chr. (Cn. Calpurnius Piso, laut Tac. ann. 3,15-16)“, 13-16. – CHRISTINE BAX: „2000 Jahre Augustus. Eine Jubiläumsvorstellung des Spessart-Gymnasiums Alzenau MMXIV“, 17-42.

In **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg, Heft 2/2015**, bieten ST. KIPF und ANN CATHERINE LIEBSCH eine „Kleine Geschichte des Lateinunterrichts in Deutschland“, 39-45. Der Landesverband gratuliert FRIEDRICH MAIER zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes und dankt für sein großes Engagement in Berlin und den neuen Bundesländern. – J. RABL verweist auf mehrere Aufführungen an Berliner Schulen mit klassischen Stoffen: „Lysistrata. Aufführung am 28.5.2015 im Wald-Gymnasium“, 53ff. – Die Zeitschrift erscheint künftig ausschließlich online unter: <http://lgbb.davbb.de/>.

JOSEF RABL

Ein bemerkenswerter Satz

Unser Leser Professor Dr. HELLMUT FLASHAR (Bochum) teilt uns mit:

In der soeben erschienenen Autobiographie des Regisseurs HANSGÜNTHER HEYME (der am 22. August 80 Jahre alt wurde) lese ich den Satz:

„Ich wollte, ich hätte mich in der Schule entschlossen, Griechisch zu lernen. Ich war zu faul.“
(Quelle: Hansgünther Heyme: Sturm.Splitter. Mannheim: Verlag Persona 2015, S. 138.)

Besprechungen

Kurt Roeske: *Wege in die Welt der Antike. Über Dichtung und Religion, Philosophie und Politik. Würzburg (Königshausen & Neumann), 2014, 267 Seiten, EUR 32,- (ISBN 978-3-826055812).*

Das Buch umfasst 11 Kapitel, die in die vier im Untertitel angegebenen Abschnitte gegliedert sind.

Im Abschnitt über die Religion geht es um die Götter HOMERS, die Gottesvorstellung der Vorsokratiker und um den Polytheismus im Römischen Reich; der Abschnitt „Dichtung“ handelt von Homer, der „Antigone“ des SOPHOKLES und der „Medea“ des EURIPIDES; die Philosophie wird von SOKRATES, der Stoa und dem Epikureismus vertreten, und im letzten der Politik gewidmeten Artikel werden Gefallenenreden von PERIKLES, ABRAHAM LINCOLN und ANGELA MERKEL miteinander verglichen. Das Buch ist aus Vorträgen hervorgegangen. Die Sprache der mündlichen Rede ist beibehalten worden.

Ich hebe zwei das Buch auszeichnende Charakteristika hervor: Die Grundlage der Interpretationen bilden stets Texte, die der Autor, soweit sie aus der Antike stammen, selbst übersetzt hat. Die Antike wird mit der Gegenwart, die Gegenwart wird mit der Antike verknüpft: Die Kritik des vorsokratischen Philosophen XENOPHANES an den homerischen Göttern wird über die Sophisten bis zu LUDWIG FEUERBACH und FRIEDRICH NIETZSCHE verfolgt; der Konflikt zwischen Antigone und Kreon ist, seit ihn Sophokles in seiner Tragödie dargestellt hat, immer wieder neu durchdacht worden, von JEAN ANOUILH, ROLF HOCHHUT und schließlich von der kanadischen Schriftstellerin KIM ECHLIN in ihrem Roman „Der verschollene Liebhaber“ (2009); die Gestalt der Medea hat viele Dichter und Schriftsteller zu Neugestaltungen herausgefordert, SENECA, FRANZ GRILLPARZER, JEAN ANOUILH, CHRISTA WOLF und NEIL LABUTE in seinem Drama „*Medea redux*“ (1999); die Interpretation des Epikureismus folgt dem „Epikurs Garten“ überschriebenen Gedicht von ULLA HAHN (1995), und die Lehren der Stoa werden mit ANTON TSCHECHOWS Erzählung „Krankenzimmer Nr. 6“ (1892) konfrontiert.

So führen die Wege in die Antike und zugleich durch die Geschichte hindurch zurück in unsere Zeit. Der Leser wird zu einem Gespräch mit der Vergangenheit eingeladen.

Das Buch ist anregend – nicht nur für Altphilologen –, lesenswert und gut lesbar. Es ist nicht frei von Fehlern, die bei genauerer Durchsicht leicht hätten vermieden werden können. Man wünscht sich, dass sie in einer neuen Auflage verbessert werden. Der positive Gesamteindruck wird durch sie nicht geschmälert.

FERDINAND SCHERF, Gau-Bischofsheim

Elke Stein-Hölkeskamp: Das archaische Griechenland – Die Stadt und das Meer, München (Beck) 2015 [C.H. Beck Geschichte der Antike]. 302 S., EUR 16,95 (ISBN 978-3-406-67378-8).

Der anzuzeigende Band bildet den Auftakt einer sechsteiligen Reihe des Beck-Verlages zur antiken Geschichte, welche den Bogen vom archaischen über das klassische Griechenland sowie den Hellenismus zur römischen Republik und Kaiserzeit bis in die Spätantike spannt. In acht Kapiteln entwickelt STEIN-HÖLKEKAMP (StH.) hierin die Geschichte des vorklassischen Griechenland zwischen dem 12. und 6. Jh. v. Chr. und erweitert damit den konventionellen Epochenansatz um das Ende der mykenischen Zeit bis über die ‚Dunklen Jahrhunderte‘ hinweg. Die Vorstellung von einer Primitivisierung nach dem Niedergang der Paläste und einer Renaissance im 8. Jh. wird im Lichte anwachsenden archäologischen Materials aus der nichtliterarischen Zwischenzeit ebenso aufgegeben wie die Annahme eines linearen und überall parallel laufenden Prozesses, der bruchlos und im Sinne einer Kausalkette notwendig von den homerischen Helden über SOLON zu SOKRATES, von Adelsherrschaft und Tyrannis zur attischen Demokratie, von der Archaik als Vorgeschichte zur Klassik als Höhepunkt und Abschluss führte; vielmehr zeigen sich in regional versetzten Phasen Kulturkontinuitäten wie -brüche, geht der Weg vom Fürstenpalast HOMERS zur Polis, vom ansässigen Bauern zum Kolonisten und Bürger in einem Nebeneinander

von Handlungssequenzen, welche vormals in kontinuierlicher Abfolge gesehen wurden (S. 12-14).

Die einzelnen Kapitel fügen sich einer gemeinsamen Ordnung: nach einer einleitenden Passage, welche durchweg die frühe griechische Dichtung, aber auch Philosophie oder HERODOT sprechen lässt, wird der systematische, Groß-Hellas zusammenschauende Hauptteil der Darstellung durch Fallstudien unterlegt, die am Beispiel der Mikrogeschichte einzelner Poleis Entwicklungen diachron nachzeichnen und – über die bestbezeugten Athen und Sparta hinaus – den geographischen Rahmen auf das ‚andere Griechenland‘ hin weiter abstecken, abgeschlossen wiederum durch ein Fazit, welches die Eingangs- bzw. Grundüberlegungen unterstreicht und dabei Ergebnisse der Fallstudien mit einbindet. Überdies werden die auf die Kapitel verteilten gesellschaftlichen Gruppen in den Fallstudien zusammengeführt, in deren Rahmen sie wiederum als kooperierende oder konkurrierende *dramatis personae* den Werdegang ihres Gemeinwesens auf je eigene Weise gestalten. Die ersten beiden Abschnitte nehmen einen gemeinsamen Bezugspunkt und beleuchten ihn aus unterschiedlicher Quellensituation und zeitlicher Perspektive: die Palastanlagen, für welche namengebend diejenige des festländischen Mykene wurde, erlebten ihre Blütezeit im 14./13. Jh. und standen ihrerseits unter dem Einfluss der jüngeren minoischen Zivilisation auf Kreta (17.-15. Jh.). Neben den architektonischen Zeugnissen etwa von Pylos und Tiryns auf der Peloponnes, Theben in Boiotien, Jolkos in Thessalien sowie zahlreicher ‚mykenischer‘ Siedlungen außerhalb dieser Zentren (und von unterschiedlicher Ausdehnung) geben insbesondere die Tontäfelchen des Linear-B Einblick in die hierarchische Struktur dieser den vorderasiatischen Stadtmonarchien ihrer Zeit verwandten, dazu untereinander wie ‚international‘ bestens vernetzten Gesellschaften, ihren sozialen Aufbau, ihr Wirtschafts- und Abgabensystem, ihr Gefolgschaftswesen (S. 25 f.). Mit dem Untergang der zentralistischen Hochkultur wurde eine Schrift offenbar entbehrlich, die Paläste verfielen unwiederbringlich, die Herrscherfiguren erhielten ihren Platz im Mythos. Gleichwohl ist eine submykenische Tradition

und gar postpalatale Blüte lokal wie politisch begrenzter, aber weiterhin auch überregional agierender Fürstentümer bis Mitte des 11. Jh. durch Keramikfunde und Grabbeigaben belegt. Erst ab etwa 1075 kann man aufgrund des Fehlens materieller wie schriftlicher Zeugnisse tatsächlich von ‚Dunklen Jahrhunderten‘ sprechen (S. 37), durch welche hindurch wiederum und entgegen einem kontinuierlichen kulturellen Fortschrittsprozess auf der Ebene der Grundstrukturen bescheidenere autonome Einheiten überdauerten und zum Fundament des gemeinsamen Polissystems werden konnten.

Die ‚Welten des Homer‘ auf der anderen Seite sind durch Alphabet und Schriftlichkeit geprägt, die Palastzeit Geschichte, ihre epische Darstellung in den spätmykenischen Lebensverhältnissen bereits durchzogen von den gesellschaftlichen Umbrüchen des 8. Jh.: Gegenstand indes sind noch die Machthaber der früheren Epoche in ihrem Ringen untereinander, gesehen mit den Augen einer neuen Zeit und ihres Aufbruchs. Im Vordergrund steht hierbei die Frage, ob und in welchem Maße diese literarisierten Textzeugen einer mündlichen Erzähltradition Aussage- und Quellenwert für die zeitgenössischen Gesellschaftsstrukturen haben, zu deren Legitimation sowohl eine Vergangenheit schaffen als auch eine gestalterische Zukunftsprojektion entwickeln (S. 60). Jedenfalls spielen *Ilias* wie *Odyssee* innerhalb der Polisrealität späterer Jahrhunderte und damit zur Zeit ihrer Verschriftlichung eine wichtige Rolle (S. 67), und so ist „in den Epen die Polis bereits allgegenwärtig“ (S. 79). Dies bestätigt sich in der Fallstudie der phäakischen Königsstadt Scheria (*Od.* 6 ff.), welche bereits das Verschmelzen monarchischer und polisdemokratischer Elemente zeigt (S. 95). Im Unterschied zur konventionellen Herangehensweise zieht StH. (S. 14) die Behandlung der frühgriechischen Kolonisation derjenigen der Polis vor, indem sie – literarische (Texte) und archäologische (Steine) Quellen gegeneinander abwägend – Migration nicht als Folge von demographischen und/oder ökonomischen Schwierigkeiten im Mutterland sieht, sondern das beidseitige Ringen der Gemeinschaften um auskömmliche Siedlungsstrukturen herausstellt: Kreativität im

Aufbau und –phasenverschobene – Innovationserfahrungen in den einzelnen Neugründungen konkurrieren mit Reorganisationsprozessen, die sie bei den ‚Zurückgebliebenen‘ erst anstoßen, ein Lernfortschritt, welcher die Verbreitung neuer sozialer und politischer Modelle in der alten wie neuen Welt beförderte (S. 119f.). Motive mögen *Stáseis* (Bürgerkriege), Streben nach neuen Handlungsspielräumen, bloße Abenteuerlust gewesen sein, von der Heimatgemeinde geplante Unternehmungen homogener Gruppen indes nur in Einzelfällen – die von StH. dann aber eingehend charakterisiert werden (S. 102ff.). Der durchweg aristokratische Anführer (*Oikístes*) besorgt zugleich die kultische Legitimation in einem Gründungsmythos, und die Erwartungen dieser höchst mobilen (und zahlenmäßig kleinen) Gruppen wie ihre Erfahrungen jenseits der heimischen *Oíkoi* im Westen, an der Schwarzmeer- und nordafrikanischen Küste seit der Mitte des 8. Jh. dürften in den idyllischen nicht weniger als in den Horrorgeschichten der zeitgleichen homerischen *Odyssee* ihr poetisch-verschriftlichtes Echo gefunden haben.

Die stadtstaatliche, in sich geschlossene und mit je eigenen Institutionen, Normen und Identität ausgestattete Polis als Kult- wie politische Gemeinschaft (sowohl oligarchischer als auch demokratischer Variante) teilt sich mit anderen *Poleis* einen gemeinsamen geographischen wie kulturellen Raum; innerhalb dessen wettstreitet sie zugleich wirtschafts- und machtpolitisch – was Kriege als eine „typische Form der Interaktion zwischen *Poleis*“ miteinschließt (S. 124). Nach innen ist sie wiederum verzahnt mit einem bewohnten ländlichen Raum bzw. Hafenumland als unabdingbarem wirtschaftlichen Einzugsgebiet und binnenuntergliedert in *Phylen*, *Demen* und weitere Kleineinheiten (S. 135). Im Unterschied zu den hierarchisch aufgebauten und ständisch gegliederten frühen Hochkulturen findet die souveräne und selbstbestimmte Polisbürgerschaft ihren gemeinsamen Raum im urbanen Zentrum mit *Agora*, Verwaltungsgebäuden, Heiligtümern und Feststätten, wie sie sich (von der Autorin an zahlreichen Beispielen im Einzelnen belegt) seit dem 8. Jh. insbesondere in den Siedlungsgebieten des Westens herausbilden und

von dort aus erst in die *Poleis* des Mutterlandes zurückwirken – nicht zuletzt im Zeugnis der schreibenden Zeitgenossen (S. 126f.). Entwicklungslinien dieser autonomen soziopolitischen Einheiten mit periodisch wechselnden, aber sachbezogen zuständigen Ämtern, mit vorbereitenden, geschäftsführenden und kontrollierenden Ratsorganen sowie mit beschlussfassenden Versammlungen der Vollbürger samt „geordneter Interaktion“ in der Öffentlichkeit der *Agora* vollzieht StH. in aller Vielfalt von der Königszeit in *Ilias* und *Odyssee* an (S. 140ff.).

Auf das Konzept der Polis folgen in der Behandlung konsequent die tragenden Bevölkerungsgruppen: Bauern – Aristokraten – Bürger, eingelegt: die Tyrannis (S. 221-55). Das archaische Griechenland war ein bäuerliches, das von den Bauern bewirtschaftete Umland bildete Rückgrat und Basis der Kernsiedlungen (S. 159f.). StH. beschreibt detailliert und in Anbindung an deren literarischen Widerhall soziale Strukturen sowie Lebens- und Arbeitsverhältnisse zunächst Regionen übergreifend, um sie dann für die überschaubare Umgebung des dichtenden Landwirts HESIOD (S. 170f.) anhand einer Interpretation von dessen Werken und Tagen in der Fallstudie Askra (Böotien) punktgenau zu verifizieren. Krise und Bedrohung dieser Welt bereits seit dem 8. Jh. durch Erbrecht, Demographie und Klima, durch das Fehlen eines nennenswerten exportfähigen Handwerks wie Handels finden ihr Echo um 600 in den Reformen SOLONS, der Umgang der lokalen Führungsschicht (*Basileís*) damit in seinen Elegien (S. 182-84). Die als Gruppe offene, durch individuelle – ökonomische, soziale, moralische – Überlegenheitsmerkmale definierte (S. 188) Aristokratie maß sich untereinander in permanentem Wettbewerb, nach innen auf dem kultivierten und ‚netzwerkenden‘ Symposion, nach außen bei den panhellenischen Agónen – Fallstudie natürlich: Olympia – , die in den Siegerskulpturen künstlerische, in den Epinikien (PINDAR) poetische Verarbeitung fanden (S. 201-04). Die Umbrüche der adligen (Fernhandel, Kriege, *Stáseis*), mit der bäuerlichen durchaus verwobenen Schicht spiegelt StH. in der Lyrik des 7./6. Jh. (ALKAIOS, THEOGNIS), und Dichter wie ARCHILOCHOS, TYRTAIOS und

XENOPHANES bereiten (S. 218f.) in ihren auf den Gemeinnutz zielenden Wertmaßstäben für eine bislang selbstbezogene Prominenz und deren tyrannischen Superlativ (S. 254) den Übergang zu einem Polisbürgertum vor. Neue Strukturen von Zugehörigkeit und Teilhabe an Entscheidungsprozessen auf kommunaler Ebene – so in Attika (S. 270-73) die Deme- und Phylenreform des KLEISTHENES (509/08) – bereiten den Boden für das Zusammenspiel der politischen Einheiten in klassischer Zeit.

Ein ganz großes Plus dieses Buchs ist die konsequente Gliederung und der überall klare Aufbau. Der trotz zahlreicher Fachtermini auch für Nicht-Fachleute stets gut erklärte und flüssig aufzunehmende Text, von Karten, Zeichnungen und Abbildungen passend unterstützt, ist nicht ganz frei von Wiederholungen in Einzelnem, und mancherorts lässt ein ‚behagliches‘ „dieses ... aber jenes auch“ eine wünschenswerte Klärung offen, doch vielleicht ist das in einem einführenden Handbuch nicht anders angebracht. Ein knapper Anmerkungsapparat (S. 279-82) belegt nahezu ausschließlich die in allen Kapiteln zahlreichen Textzeugen der (meist) zeitgenössischen griechischen Originale. Das Literaturverzeichnis ist gleichfalls kapitelweise aufgefaltet und stellt den Titeln (durchweg neueren Datums) jeweils einen kurz gefassten, informativen Forschungsbericht voran. Ein Namens- und Ortsregister beschließt diesen kundigen und lesenswerten Gang durch die frühe, eigenständige Phase hellenischer Geschichte zwischen Stadt und Meer.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

Klaus Junker und Sina Tauchert, Helenas Töchter – Frauen und Mode im frühen Griechenland. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2015, 112 S., EUR 29.95 (ISBN 978-3-8053-4858-4).

Im April 2015 erschien in der Reihe „Zaberns Bildbände zur Archäologie“ in der Sparte „Sonderbände der Antiken Welt“ der oben genannte Titel von Prof. Dr. KLAUS JUNKER und SINA TAUCHERT, beide Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Er lehrt Klassische Archäologie und ist u.a. Korrespondierendes Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts. Als seine Forschungsschwerpunkte werden Griechische Plastik, Archi-

tektur und Vasenmalerei, Hermeneutik und Wissenschaftsgeschichte angegeben. Sina Tauchert studierte Klassische Archäologie und arbeitet derzeit an ihrer Promotion zu einem Thema aus dem oben genannten Bereich. Die griechische Mode wird als einer ihrer Forschungsschwerpunkte ausgewiesen.

Doch nun zum Buch selbst: Dem Betrachter präsentiert sich schon beim ersten Eindruck ein ästhetisch ansprechender Bildband mit 66 Farb- und 28 Schwarz-Weiß-Abbildungen. Es umfasst, soweit es die dargestellten Exponate betrifft, im Wesentlichen den Zeitraum von 760 - 410 v. Chr., basierend, wie in der Danksagung am Schluss herausgestellt, auf den durch die Autoren abgedeckten Forschungsthemen und -epochen. Als Einstieg in die Thematik dient der Raub der Helena und deren luxuriöse Neueinkleidung in der neuen Heimat Troja (wer hätte da nicht DIANE KRUGER in der Troja-Verfilmung von WOLFGANG PETERSEN vor Augen!), ausgehend von dem in HOMERS *Ilias* (6, 288-295) geschilderten Gang der Hekabe in die Kleiderkammer, in der kostbare sidonische Gewänder mit bunten Mustern gelagert wurden, um das schönste davon auf Geheiß Hektors zusammen der Pallas Athene zu opfern, verbunden mit der Bitte, den wiederholt von ihr unterstützten Diomedes als einen der besten griechischen Helden und Freund des Odysseus an der Eroberung der Stadt zu hindern: Kleidung als kostbarer Wertgegenstand. An anderer Stelle (*Ilias* 14, 169-223) leiht sich Hera von Aphrodite aufreizende Kleidung, um ihren Ehemann Zeus zu verführen: Kleidung repräsentiert hier den ästhetischen Aspekt zur Unterstützung und Hervorhebung körperlicher Reize, wovon sich der geneigte Leser mit Hilfe des auf S. 7 abgebildeten Reliefs „Nike beim Opfer“ gleich selbst überzeugen kann. Dies sind in der gebotenen Kürze nur zwei kleine Beispiele, die Appetit machen sollen auf das kulturgeschichtliche Vorgehen der beiden Autoren, das aus drei Perspektiven das Thema bearbeitet: der ästhetik- und der sozialgeschichtlichen sowie der kunsthistorisch-archäologischen Perspektive. Alle drei greifen eng verschlungen ineinander, und wer sich diese Unterteilung einzeln abgehandelt wünscht, wird enttäuscht. Ja, bisweilen wirkt die Gedankenfolge sogar etwas

sprunghaft. Darauf muss man sich erst einlesen und einlassen, nichtsdestotrotz aber ist die Lektüre ungemein unterhaltsam und aufschlussreich. Hervorzuheben ist besonders, dass die Beschreibungen und Interpretationen der dargestellten Exponate (Gemälde, Reliefs, Statuen, Gefäße etc.) außerordentlich dezidiert und umfassend erfolgen, sodass alle relevanten Details vor Augen geführt werden und das Verständnis sonst oft eher schwer erschließbarer Darstellungen ohne Weiteres hergestellt wird. Das ist ein großer Pluspunkt!

So wird die bedeutende Rolle von Kleidung immer wieder – und das bietet sich ja an – mit Gegenwartsbezügen versehen. Ein temporal-multiperspektivischer Ansatz wird hier verfolgt, basierend auf Realia wie Herstellung, Musterung, Trageweise und Bezeichnungen von Kleidungsstücken. Der interkulturelle Charakter von Mode verklammert die Ästhetik (bisher eher randständig betrachtet: Kleidung als sinnlicher Genuss für Betrachter/innen und Träger/innen) und die Soziologie (Kleidung als Abgrenzungsmöglichkeit Einzelner oder von Gruppen innerhalb der Gesellschaft). Ausformungen von Globalisierung in der Antike durch Übernahme von Kleidung und Gebräuchen fremder Völker aus unterschiedlichen Gründen werden einleuchtend erläutert und sind spannend zu lesen.

Die Autoren nennen als Anliegen ihres Buches, das Modepotenzial der griechischen Kleidung stärker in den Vordergrund der Betrachtung zu rücken. Das gelingt in jeder Hinsicht und man wird schnell hineingezogen in einen gewissen entdeckenden Sog, mehr wissen zu wollen, weiter in die Materie einzudringen und so die Anfänge der europäischen Modegeschichte in Wort und Bild mitzuerleben.

CORNELIA LÜTKE BÖRDING, Bielefeld

Wolfgang Blösel: *Die römische Republik – Forum und Expansion*, München (Beck) 2015 [C.H. Beck Geschichte der Antike]. 304 S., EUR 16,95 (ISBN 978-3-406-67413-6).

Der Titel mutet zu eng gefasst an – W. BLÖSEL (B.) beschreibt nicht allein das Rom der republikanischen Epoche seit dem Umsturz unter (L. IUNIUS) BRUTUS, sondern beginnt mit der

Stadtentstehung im 9. Jh. v. Chr. und endet mit dem Untergang der *res publica* im zweiten Triumvirat. Wesentlich sind für B. drei Kernbegriffe: das *pomerium* (Stadtgrenze) als Scheidewand zwischen *domi* und *militiae*, das *forum* als Ausgangspunkt für jede öffentliche Laufbahn sowie das *comitium* als Versammlungsplatz und Stätte bürgerlicher Machtvergabe auf dem Forum; als religiöses Zentrum thront der Iuppiter-Tempel auf dem Capitol. Den innerstädtischen Comitien zur Wahl der Beamten ohne Gewaltbefugnis stehen solche auf dem Marsfeld (außerhalb des Pomeriums) gegenüber für die künftigen Inhaber eines militärischen Mandats (*imperium*). Von hier aus entwickelt B. in sieben Schritten die Geschichte der Republik von ihren archaischen Ursprüngen bis zur Einmündung in den Prinzipat des AUGUSTUS; Leitgedanke der dynamischen Expansion von einem italischen Stadtstaat zum römischen Weltreich ist die dauerhafte Rückbindung aller Amtsträger an das Forum, das steingewordene politische Herzstück des *Imperium Romanum*.

Der Gründungsmythos weist Rom als „Stadt ohne Ursprung“ (F. DUPONT 2013) aus, als rituell beglaubigte (PLUT. *Rom.* 11) Vereinigung von Fremdkömmlingen unter Führung des ROMULUS, eines Vertriebenen aus dem nahen Alba Longa (S. 15). Seinem – von VARRO auf das Jahr 753 datierten – Akt der Stadtgründung aus Siedlungen auf dem Palatin, dem Quirinal und Esquilin steht die Auffassung einer allmählichen Stadtwerdung als deren Zusammenwachsens (*Synoikismós*) gegenüber, für griechische und etruskische *Poleis* vom 9. bis 6. Jh. durchaus üblich (S. 20). Siedlungsspuren in dieser verkehrsgünstig an der Kreuzung von Hirtenroute und Salzstraße gelegenen, von den etruskischen Nachbarn (nordwestlich), den Latinern (südlich), Faliskern und Sabinern (im Osten) heimgesuchten Mündungsregion des Tiber finden sich aus dem 15. und dann aus dem 10. Jh., vorstädtische Hüttenansammlungen und Nekropolen auf den o.g. Hügeln sowie im Forumstal erst aus dem 8. Jh. Die Schaffung der für das klassische Rom kennzeichnenden Institutionen verteilt die literarische Tradition sodann auf die kanonischen Sieben Könige (unterschiedlicher, aber dominie-

rend etruskischer Herkunft) als stadtstaatliche Gründungsheroen. Zeitgleichen griechischen Tyrannen nicht unähnlich, bleiben sie in Zahl wie historischer Bewertung ein Konstrukt seit dem 4. Jh., die Vertreibung des ‚letzten‘ Tarquiniers (509/08) ein gewollter Synchronismus mit den Parallelereignissen in Athen, selbst deren Protagonist, BRUTUS der Hofnarr, eine Kunstfigur aus den Idealen einer republikanischen Nobilität (S. 29-31).

Wegmarken gliedern den Werdegang der *libera res publica* bis zur *res publica amissa* (CHR. MEIER ²1980), die B. weitgehend in der chronologischen Abfolge von Aufstieg und Fall der republikanischen Einrichtungen beschreibt, eingehend mit der unaufhaltsamen Ausbreitung des *Imperium Romanum* über den gesamten Mittelmeerraum hinweg sowie dem zunehmenden Auftreten imperialer Ego's. Dabei ist der Aufbau der einzelnen Kapitel so gehalten, dass eine Überblickspartie die historischen Verhältnisse, etwa die römischen Magistrate, in ihrer Entwicklung als Ganzes charakterisiert und sodann die einzelnen Phänomene, etwa Prätur oder Tribunat, näher beschrieben werden. Zwischenresümeees zum Abschluss der einzelnen Sequenzen wären dem Gesamtzugriff auf den Stoff keineswegs abträglich gewesen.

Die Beseitigung des Königtums bedeutete ausdrücklich nicht die Zerschlagung des monarchischen *imperium*: dieses wurde vielmehr auf jährlich gewählte Oberbeamte, namentlich das doppelt besetzte Konsulat aufgeteilt; der *rex* blieb in sacraler Schrumpfform erhalten – auch dies vergleichbar im archaischen Griechenland, namentlich Athen. Innenpolitisch wurde diese erste Phase der Republik von den Ständekämpfen (seit 494: Auszug auf den *mons sacer*) zwischen Patriziern und Plebejern dominiert. Als überlange Geburtswehen des jungen Staates zumindest fragwürdig, die Standesidentitäten in der Umbruchphase nach der Königszeit zunächst eher offen, gelten als vorläufige Befriedung die Licinisch-Sextischen Gesetze von 367/66 mit der Zulassung der Plebejer zum Konsulat; LIVIUS und DIONYS VON HALIKARNASS lassen die Zwistigkeiten gleichwohl noch bis zur letzten plebejischen Sezession 287 (auf den *mons Ianiculus*)

andauern, während sie bei früheren Chronisten wie FABIVS PICTOR, dem älteren CATO oder POLYBIOS mit den Zwölftafelgesetzen Mitte des 5. Jh. enden.

Außenpolitisch galt es, sich gegen die etruskischen und latinischen Städte im mittelitalischen Umfeld zu behaupten, und hier tritt Rom zu Beginn der Republik durch zwei Verträge hervor: der erste mit den phönizischen Karthagern regelt die Machtsphäre im westlichen Mittelmeer zugunsten der Nordafrikaner, hält diese andererseits von der Küste Latiums fern; das *foedus Cassianum* von 493 vereinigt die Städte des schon älteren Latinerbundes (samt *coloniae*) unter der Führung Roms insbesondere gegen die Äquer, Volsker und Sabiner (S. 51). Die rivalisierende Etruskerstadt Veji wird in drei Kriegen bis zu ihrer Zerstörung und Eingemeindung 396 niedergezogen. Der ungehinderte Einfall der Gallier (390/87) führt zu einer Befestigung der Stadt (‚Servianische‘ Mauer); er unterbricht zwar fürs Erste die römische Expansion tiberaufwärts, nicht aber die konsequente Ausweitung des *ager Romanus* in Latium (S. 55).

Der zweite Schritt dehnt die Vormacht in der Region auf ganz Italien aus. Zuvor behandelt B. die Konsulatsverfassung von 367/66 (s.o.): in dieser resultiert der seit dem Ende des 5. Jh. wachsende Anspruch der Plebs über Volks- und Militärtribunat, plebejische Ädile und Quästoren hinaus auf politische Mitgestaltung in höchsten Staatsämtern und führt zur Kollegialität wie zur Heranbildung einer patrizisch-plebejischen Oberschicht. Der patrizische ‚Stand‘ als solcher hatte sich indes bereits nach der Mitte des 5. Jh. herausgeschält (S. 47), und auch die „arrivierten“ Plebejer (S. 62) schotteten sich alsbald gegen *ambitiones* aus der großen Mehrheit ihres Standes (*homines novi*) ab. Zugangskriterium für einen Sitz im Senat – unter Aufsicht der Zensoren – war nunmehr die Bekleidung eines kurulischen Amtes (S. 59). Schwerpunkte bis zum Jahr 264, regional ausgreifend und fortschreitend, sind für B. hernach neben einer erfolgreichen (und durchaus nicht gewaltfreien) Bündnis- und hierarchisch stark differenzierten Einvernahmepolitik (*coloniae, municipia* und andere Formen der Abhängigkeit) gegenüber den vielfältigen

italischen Stämmen und Gemeinden zum einen der Latinerkrieg (341-338) sowie die drei Kriege gegen die Samniten (343-290), welche ursprünglich aus den Bergtälern des Apennin in die fruchtbare Küstenebene Latiums und Kampaniens drängten. Seit 312 wird die *Via Appia* sukzessive als Heeresstraße parallel zur Küste ausgebaut und über Capua landeinwärts schließlich (243) bis nach Brundisium an der Adria weitergeführt. Zum Anderen und gleichzeitig zu den laufenden Auseinandersetzungen mit künftigen *socii* im Norden (Etrusker, Umbrier, Picener) die letztlich (275) siegreiche gegen den epirotischen König PYRRHOS (→ sein ‚Bonmot‘), den die griechischen Bürgerschaften Süditaliens (namentlich Tarent) gegen das Hegemonialstreben Roms zu Hilfe gerufen hatten und der sogleich als Sachwalter auch der Samniten, Lukaner und Bruttier auftrat.

Der dritte Schritt greift in zwei Richtungen auf die *Oikuméne* über: an sich waren die Machtsphären zwischen italischem Festland und karthagischem Nordafrika geklärt, auch die Zugehörigkeit Siziliens zur karthagischen in einem dritten Vertrag (306) mit Rom geregelt – B. korrigiert das Bild von der bloßen Handelsnation Karthago ohne weitergehende Interessen im jeweiligen Hinterland seiner Häfen (S. 91), und am Ende des 1. Punischen Krieges ist dessen Stellung im westlichen Mittelmeer zumindest angeschlagen. Die Eroberung von Sardinien und Korsika 237 machen das Tyrrhenische zum römischen Binnenmeer, Feldzüge bis in die Poebene (*Via Flaminia* 220) sichern die *Gallia cisalpina*, die Illyrer werden zu *amici* unterworfen. Den 2., von der Iberischen Halbinsel ausgehenden Punischen Krieg teilt B. (S. 110): mit der Kapitulation Capuas 210 vor den römischen Konsuln endet HANNIBALS Offensivkraft in Italien mangels Nachschub. Die Verlegung des Kriegsschauplatzes durch SCIPIO ins nordafrikanische Numidien erzwingt 202 die dortige Entscheidungsschlacht bei Zama: Karthago wird zur Regionalmacht zurückgestutzt, im 3. Punischen Krieg schließlich ausgeschaltet. Die Römer erobern den Osten im 2. Jh. vor allem gegen den Seleukidenkönig ANTIOCHOS III. sowie PHILIPP V. VON MAKEDONIEN: während noch an den Isthmischen Spielen 196 der Konsul

FLAMININUS die ‚Freiheit Griechenlands‘ erklärt, verwirkt PHILIPPS Sohn und Nachfolger PERSEUS mit der Niederlage im 3. Makedonischen Krieg 168 bei Pydna sein Königreich wie die Eigenständigkeit der griechischen Poleis. Der letzte Aufstand des achäischen Bundes führt 146 zur Auslöschung Korinths und zum Ende griechischer Eigenstaatlichkeit in der Antike (S. 131). Rom ist Weltmacht.

Die Erfolge nach außen hatten Umbrüche im Innern gezeitigt – mit dem Jahr 133 beginnt das Jahrhundert der Bürgerkriege, so dass gerade dieser Teil von B.s Darstellung einen deutlich gesellschaftspolitischen Bezug hat (S. 155ff.): die Ackergesetzgebung der Gracchen zugunsten der durch ständigen Kriegsdienst von Verelendung bedrohten Bauernsoldaten Roms; der zunächst militärisch (JUGURTHA, Kimbern und Teutonen) bedingte, in Stadtrömern virulente (Veteranen) Aufstieg des Parvenü MARIUS, welcher die schon im Spanischen Krieg (154-133) sich abzeichnende militärische „Dequalifizierung“ der Nobilität umso deutlicher machte; der Bundesgenossenkrieg 91-88 um die Verleihung des Bürgerrechts, an Regelungen der Jahre nach 338 anknüpfend – Gewalt wird gesellschaftsfähig im Binnenraum (S. 188). Die Konsulate CINNAS, des Parteifreundes von Marius und (wie er) Gegenspielers des Optimaten SULLA, dessen Ostfeldzug gegen MITHRIDATES VI. VON PONTOS (87-84) und (zweimaliger) Marsch auf Rom, Diktatur wie Beseitigung des sullanischen ‚Systems‘ (S. 211f.) münden in das Schlusskapitel der Römischen Republik, nach Spartakusaufstand und Seeräuberkrieg, Ostkommando und *Gallia ulterior* in die Triumviratszeiten unter POMPEIUS und CAESAR (ab 60), M. ANTONIUS und OCTAVIAN (also jeweils Ost-West-Konstellationen), denen der letzte Republikaner CICERO trotz catilinarischer Aristie und Tyrannenmord am Ende (43) doch zum Opfer fällt – AUGUSTUS begründet 27 den Prinzipat (S. 265).

Dies alles ist – der aufgezeigten Struktur folgend – detailliert geschildert, nicht immer frei von Sprüngen, den Schauplatzwechseln geschuldet. Kartenmaterial, das gerne auch etwas größerformatig hätte ausfallen können, begleitet anschaulich das machtpolitische Ausgreifen der

Tiberstadt (nützliche ‚Sprachen-Karte‘ S. 49). Kurz gehaltene Anmerkungen bieten Quellen, eine kleinschrittige, erläuterte Zeittafel sorgt für chronologische Orientierung. Das Literaturverzeichnis folgt der Kapitelgliederung und nennt jeweils nach einem kompakten Forschungsüberblick die durchweg neueren Titel. Personen- (kein Sach-) und Ortsregister runden diesen ereignisgesättigten und eingehenden Blick auf Gestaltwerdung wie Verlust der *res publica Romana* ab.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

Plinius' Kleine Reiseapotheke (Medicina Plinii), Lateinisch und Deutsch herausgegeben und übersetzt von Kai Brodersen, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2015, 203 Seiten, EUR 39,- (ISBN 978-3-515-11026-6).

KAI BRODERSEN, renommierter Professor für Antike Kultur in Erfurt, beschließt seine Einführung (S. 7-19) zum lateinischen Text mit der deutschen Übersetzung zum Werk „Über die Medizin“ des „jüngeren Plinius“ (S. 21-189) mit nachstehender Warnung beziehungsweise folgenden Worten: „Es verbietet sich, Plinius' Kleine Reiseapotheke als guten Führer zum beschwerdefreien Reisen durch die heutige Welt heranzuziehen. Interessiert man sich aber dafür, wie Menschen in der Spätantike möglichst beschwerdefrei durchs Römische Reich reisen zu können glaubten, dann gewinnt das kleine Werk eine große Bedeutung. Doch wer weiß – vielleicht hilft es ja auch heute noch gegen graue Haare, wenn man den Kopf mit Regenwurmäsche in Öl einreibt?“ (S. 19) Berücksichtigt man dieses Memento, so gestaltet sich die Lektüre der Plinianischen Reiseapotheke – auch für den medizinischen Laien – doch recht interessant, selbst wenn das Lesen von Rezepten alles andere als Freude und Lesegenuss impliziert. Das Verdienst Kai Brodersens besteht vor allem darin – nebst der knappen und informativen Hinführung zum Text –, erstmalig die *Medicina Plinii* mit deutscher Übersetzung zweisprachig zu präsentieren (zur Ausgabe vgl. vor allem S. 203). Vernimmt man den Namen „Plinius“, denkt man wohl zuerst an den älteren GAIUS PLINIUS SECUNDUS (23/24-79 n. Chr.), der vor allem durch sein Werk *Naturalis Historia*, aber auch durch

die Beschreibung seines Todes beim Vesuvausbruch 79 n. Chr. in einem Brief seines Neffen GAIUS PLINIUS SECUNDUS MINOR (61/62~112 n. Chr.) bis heute greifbar ist (Plin. *epist.* 6,16). Die hier edierte Reiseapotheke basiert zwar zu einem großen Teil auf der Naturgeschichte des älteren Plinius (vgl. etwa die Konkordanz in der Ausgabe, S. 191-200), dennoch ist der anonyme Verfasser weder der bekannte ältere noch der jüngere Plinius. Vielmehr nutzt er den Namen „*Plinius Secundus Iunior*“ als „Pseudonym“ (S. 10; generell zum Autor und Werk S. 10f.) und lebte wohl im späten 3. Jahrhundert, in einer Zeit also, in der die sogenannte Breviarienliteratur boomte. Der Autor betont auch in seinem *Prologus* zum Werk (hier S. 24-27), dass es ihm wichtig sei, „von überall her Hilfsmittel für die Gesundung zu sammeln und in einem Brevier zusammenzufassen“ (lat.: „*velut breviario colligerem*“) (Pr. 2, S. 24f.). Nutzen dieser Sammlung soll es auch sein, „verschiedenen Betrügereien der Ärzte“ (lat.: „*varias fraudes medicorum*“) entgegenzuwirken (Pr. 1, S. 24f.). Laut seiner Erfahrungen auf Reisen haben Ärzte versucht, Krankheiten in die Länge zu ziehen, um sich so an den Kranken zu bereichern (vgl. ebenda). Die Tipps, die der Anonymus gibt, stammen zum überwiegenden Teil „aus der heute sogenannten ‚Volksmedizin‘“ (S. 18), vergleichbar mit heutigen Heilpraktikern, aber auch aus der „Dreckapotheke“ (S. 19), wenn man an die Verwendung von Kot denkt, sowie aus dem Bereich der Magie (S. 19).

Wie bereits angedeutet, schöpft der Autor sein Wissen um die Rezepturen zu einem großen Teil aus der *Naturalis Historia* des älteren Plinius, so dass die Originalität seiner Ausführungen recht minimal ist (vgl. S. 8). Wenig nutzt er andere Quellen (S. 9). Die Anordnung der Beschwerden und der entsprechenden Heilmittel erfolgt „von Kopf bis Fuß (Buch I und II)“ (S. 9), ehe in Buch III Leiden thematisiert werden, die sich auf den gesamten Körper beziehen (vgl. S. 9). Hilfreich sind in diesem Zusammenhang die den Büchern vorangestellten Überblicke über die Kapitel, so dass man sich gezielt zu auftretenden Krankheiten informieren kann (S. 22f.; 74f.; 122-125). „So gelingt es ihm (sc. dem Autor), in recht einfachem Latein insgesamt mehr als

1150 Heilmethoden und Rezepte auf knappstem Raum unterzubringen.“ (S. 9) Adressaten des *Breviariums* sind vor allem Männer auf Reisen in der damaligen Welt, aber auch Familien (vgl. S. 12); Frauen finden so keine Berücksichtigung, abgesehen davon, dass Frauenmilch als Heilmittel verwendet wird (S. 16 mit Verweis auf die Stellen 1.6.11, 1.8.1 und 3.30.10). Neben zahlreichen nützlichen Hinweisen in der Einführung ist das Kapitel zu „Namen und Maßangaben“ (S. 17f.) recht hilfreich, vor allem bezüglich der Dosis respektive der Zubereitung der Heilmittel.

Im folgenden soll und kann es nicht darum gehen, die einzelnen Beschwerden und Leiden sowie deren Linderungs- beziehungsweise Heilmittel zu rekapitulieren. Einiges sei dennoch angeführt. Am wirksamsten und geradezu als ein Allzweckmittel gegen allerlei Beschwerden scheint „Honig ..., in dem tote Bienen sind“, (Pr. 7: „*in omnibus curationibus meminerimus utillimum esse mel in quo apes mortuae sunt.*“; S. 26f.) zu sein. Dieser Honig hilft z. B. gegen Kopfschmerzen, indem man ihn in Ohren und Nase gibt (1.1.1; S. 28f.). Dass Urin „ein wertvoller Stoff“ ist, weiß man bis heute; dieser hilft u. a. mit Malven gegen Kopfgeschwüre (1.3.3; S. 32f.). Am Kopf können Haarausfall und das Ergrauen ein Problem sein, insbesondere wenn dies den Sklavenpreis senkt (1.4.1 sowie 1.5; S. 34-37, dazu auch S. 15f.). Nasenbluten stellt laut dem Verfasser eine letale Gefahr dar (1.10.1; S. 46f.), selbst wenn man die Nase verstopfen kann (so 1.10.2f.; S. 46f.). Mundgeruch war auch schon in der Antike ein Thema (1.12.1; S. 48f.); ebenso sind Tipps zur Zahnhygiene sowie bei generellen Zahnbeschwerden (1.13; S. 50-55) wohl bis heute aktuell. Ein Linderungsmittel bei Schulter- und Seitenbeschwerden stellt der Einsatz eines Dolches (lat. *pugio*) dar, mit dem zuvor ein Mensch getötet wurde (1.22.4; S. 64f.). Ähnlich lautet ein Rat gegen Epilepsie; es hilft, „das Fleisch eines wilden Tieres zu essen, das mit dem Messer (lat. *ferramentum*) getötet worden ist, mit dem vorher ein Mensch ermordet worden ist.“ (3.21.2; S. 158f.)

Tiere sind mitunter auch ein probates Mittel gegen Krankheiten. So hilft beispielsweise das Auflegen eines Hündchens auf den schmerzenden

Oberbauch, welches danach stirbt (2.4.2; S. 78f.); ähnlich wirkt und endet dann eine lebende Ente bei Bauchschmerzen (2.8.6; S. 88f.). Bezug zur Magie hat ein Verfahren gegen Inkontinenz. „Man soll in eine Hundehütte urinieren und diese Worte sagen: ‚Man möchte selbst nicht urinieren wie ein Hund auf seiner Lagerstatt.‘“ (2.19.1; S. 106f.) Der Einsatz „eines Nagels, mit dem jemand ans Kreuz geschlagen wurde“, hilft bei Malariasymptomen (3.15.1; S. 152f.). Zum Abschluss seien noch zwei Beispiele aus dem Bereich der „Dreckapotheke“ (S. 19, s. o.) angeführt. Gegen Verbrennungen hilft das Auflegen von Schmutz aus Ohren sowie der Genitalien von Stieren (3.9.9; S. 144f.); gegen Gelbsucht wirkt „Schmutz aus den Ohren und dem Euter des Viehs“ (3.23.1; S. 164f.). Unser Autor, der so viele Tipps bei Krankheiten und körperlichen Leiden parat hat, wusste noch nicht, dass die Bisse von Spitzmäusen nicht giftig sind (vor allem 3.35; S. 182f., dazu auch S. 16).

Im Anschluss an den zweisprachigen Text beschließen das kleine Büchlein die bereits erwähnte Konkordanz zur *Naturalis Historia* (S. 191-200), Hinweise auf weiterführende Literatur (S. 200-202) sowie Bemerkungen Brodersens zur Textausgabe (S. 203).

Insgesamt ermöglicht die nun vorliegende zweisprachige Ausgabe mit der deutschen Übersetzung einem breiteren Leserkreis – wohl auch Ärzten und Apothekern – einen interessanten Einblick in die damalige Behandlung von Krankheiten. Bei etwaigen Nebenwirkungen können wir heute allerdings den anonymen Plinius Junior nicht mehr zu Rate ziehen ... oder gar belangen.

MICHAEL MAUSE, Arnsberg

Klaus Rosen, Augustinus. Genie und Heiliger. Philipp von Zabern 2015, 240 S. EUR 29.95 (ISBN 978-3-8053-4860-7).

In seinem Vorwort erläutert Professor MANFRED CLAUSS, Herausgeber der Reihe „Gestalten der Antike“, die Gründe dafür, dass es immer neue Biographien zu bekannten Persönlichkeiten der Geschichte gibt; einerseits setzen seiner Meinung nach schreibende Historiker unterschiedliche Schwerpunkte, andererseits wählen sie je eigene methodische Zugänge. Während die anti-

ken Historiker bei ihren Lesern die Kenntnisse über die genauen Zeitumstände voraussetzen konnten, müssen heutige Historiker dem Leser Informationen über Zeit und Gesellschaft ihrer „Helden“ vermitteln, die sie in den Focus ihrer Studien stellen. Kurzum jede Epoche verlangt eigene Biographien zu verschiedenen Personen der Vergangenheit.

Als Kenner der Spätantike hat sich der Verfasser der neuesten Biographie zu AUGUSTINUS, Professor emeritus KLAUS ROSEN, durch zahlreiche Publikationen hervorgetan. Eine weitere Biographie zu Augustinus zu schreiben verlangt allerdings die Kenntnis der aktuellen Forschungslage, die Fähigkeit zur sinnvollen Reduktion – gerade bei dem umfangreichen Oeuvre eines Augustinus –, und das Vermögen, anschaulich und verständlich zu formulieren. K. Rosen (R.) verfügt ganz offensichtlich über diese Kenntnisse und Fähigkeiten, wie die Lektüre des Buches bestätigt.

Um es vorwegzunehmen, R. ist es gelungen, ein sehr gut lesbares, informatives und abwechslungsreiches Buch über Augustinus zu schreiben, das man mit großem Gewinn und Genuss lesen kann.

Im Vorwort begründet R. den Untertitel „Genie“ mit dem Hinweis auf die große Quantität (und Qualität) der Schriften des Heiligen von Hippo. Auf über 5 Millionen Wörter hat man das Gesamtwerk des Augustinus berechnet; zum Vergleich: die „beiden bedeutendsten Philosophen und Großschriftsteller der Antike“, nämlich PLATON und ARISTOTELES, bringen es zusammen auf „nur“ ungefähr 1, 5 Millionen Wörter. In der Antike existierten noch mehr Schriften des Augustinus. R. führt eine Reihe von Gesamtausgaben an (immer noch wichtig die von J.-P. MIGNÉ publizierten Bände 32-47 der *Patrologia Latina*, erschienen 1841-1842), zweisprachige Ausgaben, Übersichtswerke wie die von V. H. DRECOLL (Tübingen 2007, vgl. auch die Rez. im FORUM CLASSICUM 2009, Heft 2, 162f.) und zuletzt das digitalisierte *Corpus Augustinianum Gissense* sowie zahlreiche Biographien. Vergessen darf man auch nicht die wertvolle Arbeit der Autoren des Augustinus-Lexikons, das kurz vor der Vollendung steht, und die von A. MANDOUZE herausgegebene „*Prosopographie chrétienne du*

Bas-Empire 1: Prosopographie de l'Afrique chrétienne (303-503)“.

R. verspricht eine historische Biographie vorzulegen, und daher wählt er erwartungsgemäß eine chronologische Vorgehensweise. Die 17 Kapitel tragen knappe und präzise Titel (I. Der Junge aus Thagaste bis XVII. Nachfolgeregelung und Abschied). Neben den Informationen zu Augustinus, die R. den Quellen entnimmt (und belegt), erfährt der Leser zahlreiche Details aus dem jeweiligen Umfeld, so dass er sich ein gutes Bild machen kann. So liefert R. den Rezipienten die notwendigen Informationen über das damalige Bildungs- und Erziehungswesen, das römische Verwaltungswesen, den Einfluss der Bischöfe usw. Den Lebensumständen ist es zu verdanken, dass Augustinus eher die Autoren der römischen Literatur schätzen lernte als die der griechischen. R. verzichtet zu Recht nicht darauf, Einzelheiten aus den *Confessiones* in Erinnerung zu bringen, wie etwa die Jugendstrieche des Augustinus und seiner „Horde“ (21). Auch wichtigen Familienmitgliedern und Freunden wird ein gebührender Platz in der Biographie eingeräumt, wie der Mutter MONNICA, ROMANIANUS, einem Verwandten, dem Sohn ADEODATUS und einigen anderen. Rein historisch (wie behauptet) konnte R. allerdings seine Biographie nicht verfassen, denn die Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche mussten zur Sprache kommen. R. hat sie teilweise sehr ausführlich dargelegt, wie im Falle der Manichäer. Der Leser erhält Einblicke in viele interessante Details aus den unterschiedlichen Schriften des Augustinus, gern greift R. insbesondere auf die *Retractationes* (Revidiertes Werkverzeichnis) zurück.

Wichtige Entwicklungsstationen: Student in Karthago, Professor ebendort, Professor in Mailand, die Bekehrung, Cassiciacum, die Taufe, die Heimkehr nach Thagaste, Priester und Bischof von Hippo, der Fall Roms und der Abschied aus dieser Welt sind anschaulich beschrieben und jeweils mit Quellenangaben versehen, aber nicht zu detailliert und überfrachtet dargestellt.

R. führt zahlreiche Facetten aus dem Leben des Helden vor, seinen Ehrgeiz, sein Streben nach Anerkennung durch Mitmenschen, die er leiten wollte, seine Fähigkeiten, sich intensiv mit

einem Stoff zu befassen (Studium der Bibel und Schriften anderer Autoren), um genaue Analysen zu erstellen sowie die Neigung, Aufgaben zu übernehmen, die Zeit in Anspruch nehmen.

Von wichtigen Ereignissen im Leben des Augustinus war bereits die Rede, drei möchte ich herausgreifen, die R. zu Recht besonders hervorhebt: 1. Die Bekehrung (*tolle, lege, tolle, lege, conf.* 8,8,19-12,30); 2. Den Tod der Mutter (*conf.* 9,8,17-13,37); 3. Den Todestag des Augustinus (28.8.430 n.Chr.) (S. 216).

Im Nachwort erinnert R. an die Rezeption der augustiniischen Werke, die zahlreichen Ordensgründungen und die enorme Anzahl von Instituten, die sich mit Leben und Werk des Augustinus befassen. Die knappe Bibliographie umfasst wichtige Titel; eine Auswahl ist immer subjektiv, aber man hätte im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung des Augustinus mit den Häretikern auf die Studien von I. OPELT (Die Polemik in der christlichen lateinischen Literatur von Tertullian bis Augustinus, Heidelberg 1980), S. Koster (die Invektive in der griechischen und römischen Literatur, Meisenheim am Glan 1980) und M. WISSEMAN (Schimpfworte in der Bibelübersetzung des Hieronymus, Heidelberg 1992) verweisen können.

Insgesamt ist die Lektüre des Buches sehr zu empfehlen, selbst wenn man sich bereits mit den Werken des Augustinus befasst haben sollte.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Siegmar Döpp, *Vaticinium Lehninense – die Lehninsche Weissagung. Zur Rezeption einer wirkungsmächtigen lateinischen Dichtung vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. (Noctes Neolatinae – Neo-Latin Texts and Studies Bd. 21) Olms Verlag: Hildesheim 2015, EUR 34,80 (ISBN 978-3-487-15239-4).*

SIEGMAR DÖPP (D.), früher Professor für Klassische Philologie an den Universitäten Bochum und Göttingen, hat seinen Arbeitsschwerpunkt auf die Klassische Antike unter Berücksichtigung der Spätantike und der Humanistenzeit gelegt. Seine Habilitationsschrift über CLAUDIAN (Zeitgeschichte in Dichtungen Claudians, Wiesbaden 1980) ist zu einem Standardwerk avanciert. Auch einige Aufsätze sind immer noch lesenswert

(hervorheben möchte ich einen bahnbrechenden Beitrag zur Spätantike: Die Blütezeit lateinischer Literatur in der Spätantike (350-430 n.Chr.), in: *Philologus* 132 (1988), 19-52. Außerdem war D. Mitherausgeber einiger Zeitschriften und Reihen (*Hypomnemata*, *Hermes*, *Fontes Christiani* usw.). Zahlreiche Lexikonartikel beweisen einen souveränen Umgang mit lateinischen Texten und deren Interpretation.

Insgesamt ist es zu begrüßen, dass sich Klassische Philologen auch mit mittelalterlichen und neuzeitlichen lateinischen Texten befassen, denn so wird das Kontinuum der lateinischen Sprache deutlich und einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt.

D. hat sich der Aufgabe unterzogen, das *Vaticinium Lehninense* herauszugeben, zu übersetzen und vor allem dessen besondere Wirkungsgeschichte zu erforschen. Die zu besprechende Publikation geht auf einen im Jahre 2012 auf dem 15. Kongress der *International Association of Neo-Latin Studies* (IANLS) in Münster gehaltenen Vortrag zurück, den D. in erweiterter Form im Jahr 2013 am LUDWIG BOLTZMANN Institut in Innsbruck präsentiert hat. Gewidmet ist das Opus Herrn Prof. WALTHER LUDWIG, der durch zahlreiche Veröffentlichungen zu Themen neulateinischer Texte in der Forschung viel Anerkennung gefunden hat.

Die Geschichte des *Vaticinium Lehninense* weist einige Besonderheiten auf. Angeblich hat ein Mönch namens HERMANN (*Frater Hermannus*) diesen Text verfasst. Er soll um 1300 in Lehnin gelebt haben, und zwar in einer Zisterzienserabtei in der Nähe von Potsdam. Das lateinische Gedicht wurde erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Berlin zum ersten Mal gesichtet. Im Text, der 100 leoninische Hexameter umfasst, wird die Zukunft des Klosters geweissagt, daher der Titel des Textes: *Vaticinium Lehninense* oder *Lehningium*.

Das Besondere ist, dass der Verfasser ganz deutlich Stellung gegen den evangelischen Glauben bezieht, der als Seuche (*tristis pestis*, V. 47) und Gift (*venenum*, V. 49) charakterisiert wird. Der Autor geht sogar noch weiter und greift die mächtigsten Förderer des Protestantismus, nämlich die regierenden Hohenzollern, an. Da

im Text verkündet wird, dass die evangelische Glaubensrichtung nicht nur in der Mark Brandenburg, sondern in Deutschland insgesamt verschwinden werde, war klar, dass zahlreiche Persönlichkeiten darauf reagieren würden. Und genau dieser Rezeption widmet D. drei Kapitel: (18. Jahrhundert: S. 41ff., 19. Jahrhundert: 47ff., 20. Jahrhundert: 76ff.). Im Kapitel 2a (S. 3ff.) geht D. kurz auf einige wichtige Manuskripte ein – das Autograph des Textes ist wohl nicht erhalten –, um dann den lateinischen Text zu präsentieren. In Kapitel 2b 1 folgt die gut lesbare Übersetzung (S. 8ff.). Ein eigenes Kapitel widmet D. der Bedeutung des Wortes „Israel“ in Vers 94 (S. 16ff.). Die ausführliche Behandlung dieses Wortes ist gerechtfertigt, da der Vers eine besondere Rolle in der Rezeptionsgeschichte gespielt hat. D. erläutert umsichtig die verschiedenen Nuancen und Bedeutungen des Wortes und gelangt zu folgender Interpretation des Verses: „In einem häretischen Gottes- und Christusbild befangen, verweigere sich der elfte protestantische Herrscher der Anerkennung der göttlichen Weltordnung, die durch die wieder erstarkte katholische Kirche repräsentiert werde. In diesem Geiste führe er einen Glaubenskrieg, und das sei ein Verbrechen (*scelus*), das er mit seinem Untergang büßen müsse (*morte piandum*).“ (S. 17). Da man den Vers 94 aus dem Zusammenhang lösen kann, ist es für einen Rezipienten auch möglich, „das Wort Israel auf ‚die Juden‘ oder einen einzelnen Juden zu beziehen – eben diesen Umstand wird sich der Antijudaismus des 19. und 20. Jahrhunderts viele Male zunutze machen“ (S. 17). Ob der Autor des *Lehnum* diese Rezeption intendiert hat, lässt sich nach D. nicht genau klären.

Zur Erleichterung der Lektüre bietet D. in Kapitel 2c eine Inhaltsskizze (S. 18ff.), um dann in Kapitel 3 (3a-g) eine Reihe von Aspekten eingehend zu untersuchen, so z. B. die Diskussion über die Echtheit, über die Suche nach dem Verfasser, Überlegungen zum kulturellen Kontext, zum Versmaß usw. Zu Beginn des 4. Kapitels geht D. auf signifikante Stationen der Rezeptionsgeschichte ein, um danach einzelne Autoren des 18. Jahrhunderts (z. B. JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED), des 19. Jahrhunderts (z. B. KARL MARX, THEODOR FONTANE) und des 20. Jahr-

hunderts (z. B. FRITZ VON UNRUH) zu analysieren. Interessanterweise gibt es bis heute Autoren, die an die Echtheit der Entstehung des Textes glauben und alle vorgebrachten Argumente ignorieren. Ganz offensichtlich sind die Menschen bis in die heutige Zeit hinein für Weissagungen aller Art empfänglich.

D. zeichnet die Geschichte einer Rezeption im Einzelnen nach. Allein die Tatsache, dass der Text in Latein und in Versen verfasst ist, hat viele Leser beeindruckt. Als Beispiel nennt D. THEODOR FONTANE.

Am Ende des Buches findet man eine sehr ausführliche Bibliographie (S. 89-128) sowie Indizes (Personen, Orte, Sachen, Wörter und Stellen).

Siegmar Döpp ist für sein Opus wegen der klaren Darstellung und der akribischen Recherchen sehr zu danken. Wer sich zukünftig mit dem *Vaticinium Lehninense* befassen möchte, wird mit großer Bereicherung auf diese Studie zurückgreifen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Walther Frederking: Latein ohne Umwege. Texte, Aufgaben, Wörterverzeichnis. Norderstedt (Books on Demand) 2014, 260 S., EUR 16,99 (ISBN 978-3-7357-9176-4). Begleitband mit Lehrerhandbuch, Lösungen, Tabellen, Lernergrammatik. Norderstedt (Books on Demand) 2014, 206 S., EUR 12,99 (ISBN 978-3-7357-2312-3).

Nach einer Flaute von 1993 bis 2006 sind im Laufe der letzten zehn Jahre diverse neue Lateinlehrwerke für Erwachsene veröffentlicht worden. Aus der Rubrik „books on demand“ wurde dieses Spektrum 2014 ergänzt von WALTHER FREDERKING, der die Erfordernisse einer komprimierten und erwachsenengerechten Stoffauswahl aus seiner Berufstätigkeit in einem abiturvorbereitenden Erwachsenenkolleg kennt und der über den beachtlichen Zeitraum von 60 Jahren seine Materialien erprobt und immer wieder revidiert hat. Der programmatische Titel „Latein ohne Umwege“ meint den Verzicht auf eine Lehrbuchphase aus künstlichem Latein, eine Absage an den systematischen „Spracherwerb“ sowie eine konsequente Ausrichtung auf das Ziel eines Textverständnisses (Bd. 2, S. 165). Der Lehrgang besteht aus einem Hauptband („Texte, Aufgaben,

Wörterverzeichnis“) sowie einem Begleitband („Lösungen, Tabellen, Lernergrammatik“). Der Abschnitt „Lehrerhandbuch“ des Begleitbandes richtet sich sowohl in Form einer zusätzlichen Hilfestellung an autodidaktische Lerner als auch explizit an Lehrer, die mit diesem Buch unterrichten wollen. Für die letztere Gruppe stellt sich die Frage, ob es dem Sinn eines Lehrerhandbuches entspricht, dass dieses gleichzeitig auch alle Lernenden in Händen halten. Das Pensum ist in 46 kürzere Lektionen zergliedert, in denen jeweils auf originales Textmaterial – sämtlichst dem antiken Latein entnommen – Arbeitsaufträge und Lernvokabeln folgen. Keinem durchgängigen Schema hingegen folgen Maß und Platzierung der Informationen zu den Textsorten, Autoren und lebensweltlichen Kontexten. Sofern den Lektionen knappe Einführungstexte vorangestellt sind, können diese Vorentlastungen inhaltlicher, sprachlicher oder lernorganisatorischer Art sein. Erläuterungen zu Realien sind bisweilen unter die Texte gesetzt. Darunter finden sich mancherlei Themen, die nur (noch) selten in Lehrbüchern anzutreffen sind, etwa die *Suovetaurilia*. Gelegentlich finden sich Brückenschläge in die Moderne, so z. B. mit EUGEN ROTH, SCHUBERTS Winterreise, BEETHOVENS CORIOLAN-Ouvertüre einschließlich Partiturauszug oder mit den *Nuntii Latini* aus Finnland. In der grammatischen Stoffauswahl ist eine Beschränkung auf Lektürrerelevantes deutlich erkennbar. Die Anordnung ist um eine gleichmäßige Belastung bemüht, verzichtet geradezu auf eine organische Progression und setzt frühe Schwerpunkte auf konjunktivische Nebensätze und anschließend auf Pronomina. Diese beiden Fokussierungen sind im komprimierten und textorientierten Erwachsenenunterricht höchst sinnvoll. Durchaus eigenwillig erscheint die Entscheidung, dass zwei wichtige Phänomene erst in der Schlussphase behandelt werden: Der *ablativus absolutus* in Lektion 37 und die gesamte Komparation in der Schlusslektion 46. Es mag sich zwar in systematischer Hinsicht rechtfertigen lassen, diese Themen zu isolieren, unter dem Gesichtspunkt der Habitualisierung jedoch ist die Entscheidung überraschend und nicht ohne Fragwürdigkeit. In mindestens dreierlei Hinsicht bedient sich

das Werk bei Ansätzen längst vergangener Jahrzehnte: Erstens in der inhaltlichen Auswahl der Texte, die zwar in kognitiver und intellektuell-reflektierender Hinsicht durchweg erwachsenengerecht sind, jedoch nur um traditionelle Motive kreisen: Krieg, *virtus*, *superbia*, Lebensweisheit, Mann und Frau, anekdotisches Sammelwissen. Zweitens wird zu Beginn eine Interlinearversion geboten, die aus den autodidaktischen Sprachlehrbüchern von Toussaint-Langenscheidt aus dem 19. Jahrhundert bekannt ist. Nach einigen Lektionen wird das abgeschwächt zu einer interlinearen Hilfe, die sich auf Neues und Schwieriges beschränkt. Erst ab Lektion 20 begegnen Hilfen als eigene Kolumne bzw. Marginalspalte. Die interlineare Methode ist ein zweischneidiges Schwert. Einerseits kommt sie einem verbreiteten Impuls erwachsener Lerner entgegen, lateinische Texte mit Adnoten zu versehen, so dass durch deren vorweggenommene Darbietung ein Tempogewinn zu erwarten ist. Andererseits sind lernpsychologische Folgeerscheinungen negativer Art nicht von der Hand zu weisen, die mit der Illusion einer „wörtlichen“ Übersetzung zu tun haben. Die Wortblockmethode etwa ist weitaus geeigneter, erwachsene Lerner zum Übersetzen größerer Entitäten hinzuführen, nämlich ganzer Sinneinheiten (Frederking selbst propagiert einen Methodenmix aus Transphrastik, Konstruktionsmethode und Drei-Schritt, Bd. 2, S. 114). Und drittens ist „Latein ohne Umwege“ einer Terminologie und einem Modell von Grammatik verhaftet, das sich seit hundert Jahren von der linguistischen Forschung isoliert hat und dessen unterstellte Funktionalität kaum noch überzeugen kann (vgl. insbesondere die neuen Grammatiken von TOURATIER sowie „*Sermo*“ von SCHAREIKA-WEDDIGEN). Es ist aber gerade erwachsenen Lernern nicht vermittelbar, dass eine Form „Konjunktiv Imperfekt“ genannt werden soll, die meist weder als Konjunktiv noch als Imperfekt verstanden und übersetzt wird. Weitaus erfrischender und zukunftsfähiger sind die vielen Hilfestellungen, die Frederking zu Lerntechniken bietet: Tipps und Tricks in Dialogform, ein Ansatz eines *learning journal*, eine Dokumentation des zu veranschlagenden Zeitaufwands, um nur einige zu nennen. Auch die

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Marc B r ü s s e l , Lehrkraft für besondere Aufgaben, Humboldt-Universität zu Berlin,
Institut für Klassische Philologie, *marc.bruessel@hu-berlin.de*

Rudolf H e n n e b ö h l , Ovid-Verlag, Im Morgenstern 4, 33014 Bad Driburg, *info@ovid-verlag.de*

Dr. Gerhard H e y , StD, Wollbergsredder 21c, 24113 Molfsee, *gerhard.hey@t-online.de*

Cornelia L ü t k e B ö r d i n g , StD, Eggeweg 46, 33617 Bielefeld

Dr. Michael M a u s e , StD, Werdener Hof 29, 59757 Arnsberg

Dr. Anna Elissa R a d k e , Gisselberger Str. 2, 35037 Marburg, *h.e.hessa@gmx.de*

Kurt R o e s k e , 55270 Ober-Olm, *Kurtroeske@t-online.de*

Ferdinand S c h e r f , Ruländerweg 12, 55296 Gau-Bischofsheim

Prof. Dr. Ulrich S c h m i t z e r , Institut für Klassische Philologie, Humboldt-Universität zu Berlin,
ulrich.schmitzer@staff.hu-berlin.de

Dr. Michael P. S c h m u d e , Schillerstraße 7, 56154 Boppard-Buchholz, *m.p.schmude@web.de*

Riccarda S c h r e i b e r , OstR'n für Griechisch, Latein, Öffentlichkeitsarbeit am Görres-Gymnasium
Düsseldorf, *riccardaschreiber@gmx.de*

Dr. Thorsten S i n d e r m a n n , ehem. Studienreferendar für Philosophie, Ethik, Griechisch am
Görres-Gymnasium Düsseldorf, *th.sindermann@gmail.com*

Maria V a l d m a n n , Schülerin am Görres-Gymnasium Düsseldorf, *marry2696@gmail.com*

Herbert Z i m m e r m a n n , StD, Artilleriestraße 7 A, 52428 Jülich,
CHARPENTIER-JULIERS@t-online.de

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt. Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 finden Sie auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

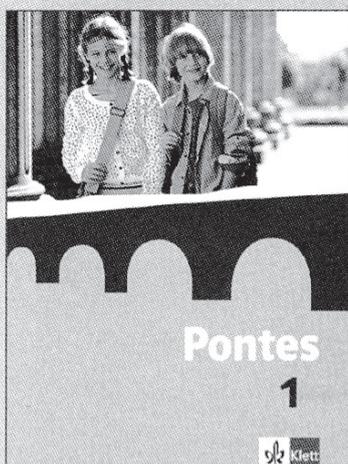
Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

Wichtiger Hinweis: Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).



Pontes

– das neue Lateinlehrwerk



- Vielfältig differenzieren
- Antike Kultur hautnah erleben
- Kompetenzen gezielt trainieren
- Brücken zu Deutsch und Englisch schlagen

www.klett.de/pontes

**Der Gesamtband zu Pontes
erscheint im Frühjahr 2016.**

Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de



DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

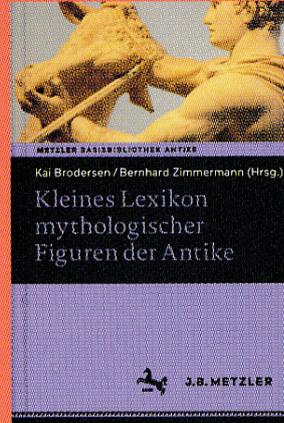
- 1. Baden-Württemberg**
StD Dr. Helmut Meißner
Hubstraße 16
69190 Walldorf
hmeissner@gmx.de
- 2. Bayern**
StD Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
Prof. Dr. Stefan Kipf
Murtener Str. 5E
12205 Berlin
Tel.: (0 30) 20 93 - 22 56
stefan.kipf@staff.hu-berlin.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
StD Stefan Gieseke
Kaiser-Wilhelm-und Ratsgymnasium
Seelhorststr. 52
30175 Hannover
Tel. 0511-1684 4743
sgieseke@NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StD Dr. Nikolaus Mantel
Graf-Spee-Str. 22
45133 Essen
Tel. (02 01) 42 09 68
nikolausmantel@web.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
Prof. Dr. Tamara Choitz
Karthäuserhofweg 20
56075 Koblenz
Tel. (02 61) 5 56 13
tamara.choitz@googlemail.com
- 11. Saarland**
StR'in Christiane Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel. (0 68 97) 6 45 51
christianesiewert@gmx.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Dr. Anne Friedrich
Inst. für Altertumswissenschaften (MLU)
Universitätsplatz 12
06108 Halle/ Saale
Tel.: (0345) 55 24 010
anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
Gerlinde Gillmeister
Humboldtstraße 7
07743 Jena
Tel. priv. (0 36 41) 55 12 90
g.gillmeister@web.de

(Stand: September 2015)

Die Metzler Basisbibliothek Antike



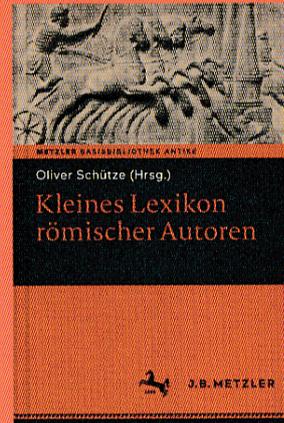
Mary Beard /
John Henderson
**Kleine Einführung
in die Altertums-
wissenschaft**
2015, 176 Seiten,
geb. € 16,95
978-3-476-02702-3



Kai Brodersen /
Bernhard Zimmermann
(Hrsg.)
**Kleines Lexikon
mythologischer
Figuren der Antike**
2015, 184 Seiten,
geb. € 16,95
978-3-476-02704-7

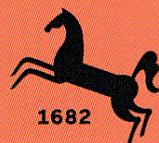


Oliver Schütze (Hrsg.)
**Kleines Lexikon
griechischer Autoren**
2015, 176 Seiten,
geb. € 16,95
978-3-476-02706-1



Oliver Schütze (Hrsg.)
**Kleines Lexikon
römischer Autoren**
2015, 176 Seiten,
geb. € 16,95
978-3-476-02707-8

Welche Fragen stellen die Altertumswissenschaften? Wer waren die bekanntesten Autoren der griechischen und römischen Literatur? Welche mythologischen Figuren sollten wir kennen? Pointiert, unterhaltsam und kompakt vermittelt diese Basisbibliothek einen guten Einstieg in die Antike.



J.B. METZLER

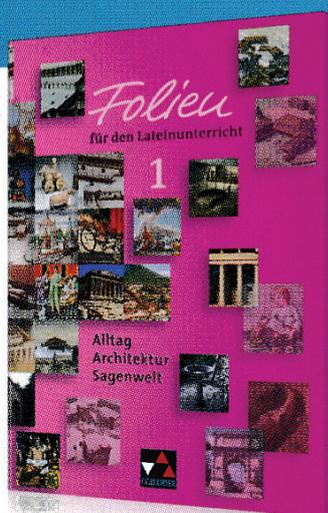
B 4044

Deutsche Post AG

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchner Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Folien für den Lateinunterricht



Alltag – Architektur – Sagenwelt

ISBN 978-3-7661-5092-9,
34 Farbfolien
+ 96 Seiten Begleitheft,
€ 53,-



Freizeit – Frühzeit – Mythen

ISBN 978-3-7661-5093-6,
34 Farbfolien
+ 82 Seiten Begleitheft,
€ 53,-



Geschichte – Glaube – Philosophie

ISBN 978-3-7661-5094-3,
34 Farbfolien
+ 112 Seiten Begleitheft,
€ 53,-



C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG

Laubanger 8 | 96052 Bamberg

Tel. +49 951 16098-200 | Fax +49 951 16098-270

service@ccbuchner.de | www.ccbuchner.de